

Rezensionen

Balogh, András E; Tarnói, László (Hg.): Deutsche Presse aus Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literatur, Theater, Sprache und Aspekte der Identität. Auswahl und Nachwort von Rozália Bódy-Márkus. Budapest: Argumentum, 2007 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn. Bd. 6). 440 S.

In der von László Tarnói und András E. Balogh redigierten Reihe erschienen bislang Anthologien von Gedichten, Dramen und Prosatexten um das Jahr 1800, dann eine von verschiedenen Textsorten aus dem Ödenburg des 19. Jahrhunderts bzw. eine von deutschsprachigen Zeitungsartikeln, die die Märzrevolution 1848 betreffen. Im Band 6 legt Rozália Bódy-Márkus eine Auswahl von deutschsprachigen Presstexten aus Ungarn in der Zeitspanne von 1810 bis 1847 vor. Der Band setzt Forschungen fort, die seit vierzig Jahren an der ELTE betrieben werden. Die deutsche Literatur aus Ungarn wird in diesem Zusammenhang als ein Bindeglied zwischen zwei Nationalliteraturen betrachtet, und dementsprechend fokussierte man auf die Vermittlerrolle der deutschen Autoren aus Ungarn. Diese Forschungen bekamen einen neuen Elan in den 1990er Jahren, als man sich frei und ohne Einschränkungen dem Gegenstand interdisziplinär und vor allem supranational annähern konnte. Dieser Elan konkretisierte sich in der Reihe „Deutsche Texte aus Ungarn“.

Die edierten Texte stammen hauptsächlich aus den Beiblättern der „Preßburger Zeitung“ („Unterhaltungsblatt“, „Ährenlese“, „Pannonia“) und der „Vereinigten Ofner und Pester Zeitung“ („Gemeinnützige Blätter“). Die Auswahl wurde dann in fünf thematische Kapitel gegliedert.

Im ersten Kapitel stehen die programmatischen Äußerungen der Redakteure. Im zweiten Kapitel wurden deutschsprachige Literaturtexte (sowohl Prosa, als auch Lyrik) gesammelt; alle von damals und/oder auch noch heute bekannten deutschen, österreichischen, ungarndeutschen und ungarischen Autoren. Letztere wurden natürlich ins Deutsche übersetzt. Der Originalliteratur folgt im dritten Kapitel die Rezeption der deutschen und der ungarischen Literatur: Stellungnahmen, Adaptationen und Zitate. Die Kritiken über Theater und Dramenliteratur erhielten ein eigenes, viertes Kapitel. Zum Schluss sind im fünften Kapitel Äußerungen zu den Fragen der Identität und der Sprache zu lesen. Das sich anschließende sechste Kapitel präsentiert hintergrundartige Texte aus anderen Zeitschriften (aus sechs weiteren Pester, einer Kaschauer und einer Raaber).

Im Nachwort erklärt und begründet die Verfasserin die Struktur des Bandes, gibt einen historischen Überblick der ungarndeutschen Presselandschaft der Periode bzw. stellt die zwei wichtigsten Quellen „Gemeinnützige Blätter“ und „Pannonia“ (bzw. ihre Vorläufer) kurz vor. Das dauerhafte Erscheinen der obigen Beiblätter in den wichtigsten kulturellen und politischen Zentren des Königreichs Ungarn begründet das gegenwärtige Forschungsinteresse. Die

Textsammlung aus den anderen Periodika soll Licht darauf werfen, was bei den ‚Tiefbohrungen‘ in den Zentren als typisch oder gerade atypisch bezeichnet werden kann. In der bearbeiteten Zeitspanne erlebte das ungarndeutsche Pressewesen zwei Wellen der Blüte. Nach der ersten zwischen 1770-1808 erfolgte eine Ebbe auf Grund der Politik von Franz I., bzw. der Napoleonischen Kriege. Die zweite (1818-1835) mündete dann in die Magyarisierungstendenzen der sog. ungarischen Reformzeit (‚Vormärz‘): Die Begründung des deutschen Sprachgebrauchs wurde immer schwieriger in der neuen Ära. Damit zeitlich parallel verlief der Profilwandel der deutschsprachigen Zeitschriften: Die von Wissenschaftlern redigierten aufklärerischen Periodika wurden von Fachzeitschriften einerseits, und von Tage- bzw. Modeblättern andererseits abgelöst, die jedoch schon von freien Schriftstellern (des Öfteren jüdischer Abstammung) geleitet wurden. Zwischen den zwei ausgewählten Hauptquellen gibt es enorme Unterschiede, auch mit Hinblick auf das Niveau. Die „Gemeinnützigen Blätter“ veröffentlichten erst ab den 1830er Jahren Belletristik, die Pressburger Beiblätter bereits ab den 1810er Jahren, wenn auch von schwankendem Niveau. Unter der Redaktion von Adolf Neustadt erlebte die „Pannonia“ ab 1841 eine ernste Modernisierung. In Ofen und Pest scheint die Zeit stehen geblieben zu sein: Spätaufklärerische Gedankenlyrik und höfliche, aber inhaltsleere Rezensionen über die ungarische Literatur füllten die Literatursparten. Demgegenüber las man in

Pressburg Werke, die die Wirkung der Empfindsamkeit, der schwäbischen Romantik, des Jungen Deutschlands, der historisierenden Romantik und der literarischen Volkstümlichkeit nachweisen. Die ungarische Literatur wurde auch kritisch reflektiert, bzw. in größerem Maße übersetzt.

Frau Bódy-Márkus hat das immense Material nicht nur durchgearbeitet und ediert, sondern sie kennt sich darin offensichtlich ausgezeichnet aus. Ihr Band setzt einen Meilenstein für die zukünftige Forschung. Die Register der Namen, der Orte und die Titel der Periodika haben enzyklopädischen Charakter, und auf jeder Seite finden sich zahlreiche Fußnoten, die nicht nur Quellen angeben, sondern auch ergänzen, erklären, präzisieren, vergleichen, weiterführen. Gerade nach diesen Erfahrungen findet der Rezensent das Nachwort verblüffend kurz: knapp ein Dutzend Seiten. Deshalb bleiben manche Fragen offen. Warum stammen z. B. alle programmatischen Äußerungen (Kapitel I.) aus Pressburg, wenn sogar im Nachwort der Unterschied im literarischen Geschmack zwischen den zwei Redaktionen hervorgehoben wurde? Was waren die Auswahlkriterien der Werke im Kapitel II? Das Niveau der Literatursparten wird mehrmals als ärmlich bezeichnet, hier stehen jedoch Namen der damaligen literarischen Elite: Eine Statistik oder eine Analyse im Nachwort würde klarstellen, ob man mit den Spitzenleistungen, oder eben mit dem Durchschnitt zu tun hat. Manche Feststellungen des Nachworts sind durchaus glaubwürdig, eleganter wäre jedoch

gewesen, sie mit Zitaten und Hinweisen zu untermauern (z.B. wie die Goethe-Rezeption in den verschiedenen Zeitschriften variiert, oder welche Position sie in der Minderheitenfrage einnehmen). Als Fazit lässt sich festhalten: Die Texte erfordern mehr Interpretation, aber die fachkundige Autorin (die übrigens mit diesem Thema promovierte) lässt viele Fragen offen.

Der Band weist auf die Änderung der kulturellen Codes hin, die populäre Kultur – geprägt von Theater, Gebrauchsliteratur, Modewelt – wurde zunehmend von anderen Gattungen verdrängt. In Kenntnis der Texte steht nun vor der Forschung die Frage, welche Codes in beiden Literaturen

vorhanden waren, welche Beschaffenheit die Übergänge hatten und nach welchen Prozessen der Austausch funktioniert. Der Band schließt eine Forschungslücke. Das Terrain wurde bis jetzt nur „sporadisch“ untersucht, wie Frau Bódy-Márkus bescheiden formuliert. Aber diese Zeit ist endgültig vorbei: Um zu erfahren, was man in Pest-Ofen und Pressburg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Literatur in den Zeitungen lesen konnte, steht jetzt ein neues Standardwerk zur Verfügung, das keine zukünftige ungarisch-deutsche Pressegeschichte umgehen kann. Man darf gespannt auf eine Fortsetzung dieser Forschungsarbeit sein.

Szabolcs Boronkai (Budapest)

Balogh, András F.; Tarnói, László (Hg.): „Ihr Männer auf, jetzt ruft die Zeit“ Deutsche Texte aus Ungarn zur Revolution und zum Freiheitskampf 1848/1849. Auswahl, Einleitung und Nachwort von Mária Rózsa. Budapest: Argumentum, 2006 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 5). 404 S. + 16 Tafeln

Der ungarische Freiheitskampf bzw. der ungarische Volksaufstand der Jahre 1848/49 ist auch nach mehr als 150 Jahren nach seinem Ende noch immer ein Thema, das vor allem in Ungarn selbst auch heute noch durchaus verhältnismäßig starke Emotionen hervorruft. Wie sehr die Ereignisse die Meinungen polarisieren und wie unterschiedlich sie auch interpretiert werden, zeigt nicht zuletzt allein schon deren entsprechende Betitelung. Umso wichtiger ist deswegen die Erschließung möglichst vieler Quellen um die

Ereignisse aus verschiedenen Perspektiven rückschauend betrachten zu können. Eine „Kategorie“, die dabei bisher wenig Beachtung fand, sind die deutschsprachigen Texte aus Ungarn, da entweder die Bearbeitung von Quellen in ungarischer Sprache durch die des Ungarischen mächtigen ForscherInnen oder die Analyse der Quellen des deutschsprachigen Teils Österreichs durch deutschsprachige ForscherInnen forciert wurde, weswegen die diesbezügliche Überschneidung bis jetzt wenig Berücksichtigung fand.

Der Behebung dieses Defizits hat sich nun Mária Rózsa angenommen, die neben dem vorliegenden Werk schon einige Arbeiten zu dieser Thematik veröffentlicht hat, und die sich für die hier zu besprechende Edition zum Ziel gesetzt hat: „Diese Studie versucht erstmals die deutschsprachigen Organe der Zeit Revue zu passieren [sic!] [...]“ (S. 345).

Ihre Auswahl historischer Texte gliedert sich in vier Abschnitte, die von einem Vor- und einem Nachwort umklammert und von einem Anhangteil beschlossen werden.

Im ersten Abschnitt – „Die Märze-reignisse“ – präsentiert Rózsa Texte, die zwischen dem 14. und dem 27. März 1848 erstellt bzw. publiziert wurden. Darunter finden sich neben diversen Berichten über die Ereignisse, Proklamationen zur Pressefreiheit und Briefen von und an prominente Akteure der Ereignisse unter anderem auch zeitgenössische Übersetzungen von Petőfis Nationallied. Der zweite, mit Abstand umfangreichste Teil dieser Textsammlung – „1848: Freiheit, Unabhängigkeit und Verluste“ –, beinhaltet vor allem Dokumente, die sich mit den Forderungen und Auswirkungen des ungarischen Unabhängigkeitsstrebens in der Zeit zwischen April und Dezember 1848 beschäftigen. Dabei finden sich neben einer Vielzahl von eher allgemein gehaltenen national-pathe-tischen Motivations- und Durchhalteparolen auch Schriftstücke, die sich mit konkreten Ereignissen wie beispielsweise dem Lynchmord am Kriegsminister Latour am 6. Oktober 1848 oder der Abdankung von Kaiser

Ferdinand I. bzw. der Thronbesteigung Franz Josephs I. am 2. Dezember 1848 auseinandersetzen. Das Kapitel „1849: Der verbitterte Kampf“ ist dann über weite Strecken eine ehrende Reminiszenz an den gefeierten Revolutionshelden Ludwig Kossuth, wobei an dieser Stelle stellvertretend Steinitz' Flugblatt „Kossuth Lajos, der Befreier Ungarns“ genannt sei. Den Abschluss bildet der vierte Teil „Die Niederlage“, der unter anderem die kriegsrechtlichen Urteile bezüglich der dreizehn ungarischen Offiziere in Arad beinhaltet und mit einer aus Wiener Sicht verfassten Rückschau über die Ereignisse der Jahre 1848/49 im allgemeinen und Ludwig Kossuths Agieren im Speziellen schließt. Im Nachwort wird anschließend die deutschsprachige Presse Ungarns und Wiens jener Zeit überblicksartig charakterisiert sowie die Ereignisse im Spiegel der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ bzw. die Situation der deutschsprachigen Bevölkerung Ungarns 1848/49 dargestellt. Der Anhang beinhaltet die Sekundärliteratur, ein Quellenverzeichnis, ein Namenregister und 19 Abbildungen.

Diese Struktur erweist sich allerdings aus einigen Gründen als ungeeignet, da der/die LeserIn mit der bloßen Wiedergabe einzelner Dokumente schlichtweg überfordert ist. Hier wäre beispielsweise einleitend eine kurze Zeittafel, eine Darstellung der diversen Presse-Charakteristika zu den jeweiligen angeführten Zeitungen bzw. ein kurzer historischer Abriss sinnvoll gewesen, wobei sich dafür das im Nachwort befindliche Kapitel „Die deutschsprachige Bevölkerung Ungarns

während der Revolution und des Freiheitskampfs 1848/49“ (S. 378-381) partiell durchaus geeignet hätte. Auch die Herausgabe als kritische Ausgabe bzw. kommentierte Edition scheint geeigneter als die gewählte „Klammer“-Form, da man während der Lektüre doch den einen oder anderen Hinweis, beispielsweise in Form einer Fußnote oder als einleitende Erklärung zu den einzelnen Quellen bzw. -abschnitten, schmerzlich vermisst. Nicht unerwähnt soll dabei bleiben, dass etliche diesbezügliche Informationen im Nachwort nachgeliefert werden, wobei die Bezeichnung „Nachwort“ nicht glücklich gewählt ist, da es sich dabei eben um den eigentlichen Kommentarteil handelt. Leider sind die Darstellungen im Nachwort (welches im Übrigen, wie auch das Vorwort, stilistisch ausbaubar wäre) stellenweise etwas sprunghaft, in anderen Passagen zu komprimiert. Zudem vermisst man bei einigen Zitaten die entsprechenden Belegstellen. An das „Nachwort“ anschließend folgt unter anderem der Abbildungsteil, der sich als vielseitig und informativ erweist, allerdings durch partielle Nachbearbeitung (Hervorhebung etc.) noch steigerungsfähig wäre. Auch hier wäre der Verweis durch Fußnoten in den Quellen auf die entsprechenden Abbildungen im Anhang wünschenswert gewesen.

In Bezug auf die Ankündigung des Titels – „Deutsche Texte aus Ungarn“ – ist anzumerken, dass Rózsa sowohl diesem als auch der Programmatik der Reihe, nämlich der Herausgabe von deutschsprachigen Hungarika (Territorial-, Autoren- bzw. Themenhungarika),

entspricht, da etliche Texte zwar auf den ersten Blick lediglich in einer deutschen Übersetzung vorliegen, diese aber von Zeitgenossen erstellt wurden. Manchmal verfällt Rózsa leider in die pathetische Revolutionsdiktation ihrer Quellen, wenn sie beispielsweise verallgemeinernd behauptet, dass Sándor Petőfis Gedicht „Nemzeti Dal“ „am 15. März 1848 in wenigen Stunden [kanonisierte] und [...] alle Bürger Ungarns in seinen Bann [zog].“ (S. 11)

Auch die Betitelungen der einzelnen Abschnitte lässt vordergründig keinen Zweifel daran aufkommen, aus welcher Perspektive die Ereignisse der Jahre 1848/49 geschildert werden, wobei sich dieser Verdacht – der in Einzelfällen unbegründet ist – durch sehr subjektive Passagen der Autorin im Nachwort, die teilweise sehr national geprägt sind, verstärkt; so heißt es beispielsweise im Kapitel zur „Leipziger Illustrierten Zeitung“:

Der Tod des österreichischen Generals Hentzi, des Verteidigers der Budaer Burg, erinnert den Berichterstatter an Zrinyis Tod in Szigetvár [...]. Das ist aber ein an den Haaren herbeigezogener Vergleich, es ist unmöglich, den 1566 bei der Verteidigung von Szigetvár gegen die heidnischen Türken gefallenen und somit zum Verteidiger des christlichen Europas gewordenen Miklós Zrinyi mit [...] Hentzi zu vergleichen. (S. 372)

Auch Rózsas Feststellung, dass die Auswahl der Texte „dem Puls der Zeit“ (S. 11) gefolgt ist, erweist sich als irreführend, da zwar die damalige Aufbruchstimmung gut wiedergegeben

wurde, die Streuung der Quellen jedoch keine repräsentative Darstellung dieser Zeit zulässt, da es sich bei besagten Ereignissen um eine Bewegung „von unten“ handelte, während eine Vielzahl der Quellen eine Geschichtsschreibung „von oben“ vertritt.

Trotz der oben genannten Einschränkungen ist dieser im Jahr 2006 erschienene Band von Mária Rózsa, der alleine für die Edition dieser entsprechenden Sammlung von vornherein Lob

gebührt, sicherlich ein interessanter Beitrag zu der in Österreich heuer anlässlich der sogenannten „8er-Jubiläen“ (1848, 1918, 1938, 1968) stattfindenden Wiederbearbeitung und der damit einhergehenden partiellen Neuinterpretation des ungarischen – je nach Perspektive – Freiheitskampfes bzw. Aufstandes hinsichtlich dessen nachhaltiger Verankerung im kollektiven Erinnerungsvermögen.

Harald D. Gröller (Debrecen)

Berend, Nina; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg): Sprachinselwelten. / The World of Language Islands. Entwicklung und Beschreibung der deutschen Sprachinseln am Anfang des 21. Jahrhunderts / The Developmental Stages and the Description of German Language Islands at the Beginning of the 21st Century. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2006 (Variolinguä: Nonstandard – Standard – Substandard 27). 302 S.

Der hier zur Rezension vorliegende 27. Band der Buchreihe „VarioLingua“ besteht weitgehend aus dem Abdruck der in der Sektion „Sprachinseln“ des ersten Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) vom 5. bis 8.3.03 in Marburg gehaltenen Vorträge. Einige zusätzliche Beiträge runden das Thema ab. Sowohl was die theoretischen und methodologischen Aspekte angeht, als auch hinsichtlich der regionalen Ausdehnung der verschiedenen Sprachinselvarietäten decken die Beiträge weite Sprachinselforschungsgebiete ab. In Europa sind besonders die ost- und südosteuropäischen Sprachinselregionen thematisiert. Einen weiteren

Schwerpunkt bilden der nordamerikanischen Raum und die dort vertretenen Sprachinselvarietäten: das Plautdietsche, das Niederdeutsche, das Hutterische, das US-Russlanddeutsche und auch das Pennsylvaniadeutsche. Leider fehlen parallele Skizzen des mittel- und südamerikanischen Raumes, wo besonders das Mennonitenplatt derzeit interessante Entwicklungen durchläuft. Wie eng die regionale und auch die dialektologische Verflechtung zwischen Nord- und Mittelamerika heute wieder ist, das lassen die Beiträge der Kansas-Schule erkennen, in denen eine Rückwanderung aus Mexiko und nach Kansas beschrieben wird.

Auch das theoretisch-methodische Spektrum der Beiträge ist weit gespannt. Neben klassischen Herkunftsanalysen dominieren varietätenhistorische Assimilationsskizzen der Sprachinselgeschichte und besonders soziolinguistische Darstellungen der gegenwärtigen Konstellationen – wobei immer wieder die Spätphase des Sprachinsellebenslaufes erfasst wird. Doch auch linguistische Strukturanalysen auf den verschiedenen Sprachrängen von der Phonologie bis zur Syntax und zum Lexikon werden thematisiert. Dabei ist besonders interessant, dass neben die kontaktlinguistische Deutung der Struktur häufig auch eine innersprachliche strukturell-dynamische Interpretation tritt.

Hervorgehoben seien einige theoretisch bzw. methodisch interessante Beiträge. *William Keel* legt eine Arbeit vom Typ der Assimilationsskizzen des Deutschen in Kansas unter sozialgeographischem Aspekt vor. Dabei spielt interessanterweise der Ausbau des Eisenbahnnetzes eine zentrale Rolle. Aber auch der Erste Weltkrieg hatte in Kansas – wie in anderen Staaten der USA – eine große Bedeutung im Assimilationsprozess. An der Entwicklung in Kansas zeigt er zugleich überzeugend, wie problematisch Assimilationsprognosen grundsätzlich sind. Denn während im Osten von Kansas die Sprachinseldialekte abgebaut werden, erfahren sie im Westen durch rückwandernde Mennoniten eine Verstärkung und Stabilisierung.

Sehr interessante Analyseergebnisse zu der Struktur und Entwicklung der Hutterer legt *Wilfried Schabus* vor.

Neben einem kontaktgebundenen „Einkärntnern“ und einem „Eintirolern“ im Laufe der komplexen Sprachinselgeschichte stellt er etwa im Bereich der Korrelation zwischen Prosodik, Silbenstruktur und Vokalqualität autochthone Entwicklungen des Huttererdialekts und in Amerika dialektgeographische Differenzierungen fest. Wie schon die Arbeit von Kurt Rein macht auch die vorliegende Skizze deutlich, dass die linguistisch-dialektologische Huttererforschung ein bedeutsames Betätigungsfeld der Sprachinselforschung sein kann.

Elisabeth Knipf-Komlósi zeigt in ihrem Beitrag „Sprachliche Muster bei Sprachinselsprechern am Beispiel des Ungarndeutschen“ vor dem Hintergrund des Sprachkontaktmodells von Myer-Scotton (1997), in einer methodisch besonders interessanten Studie, wie weitgehend das Ungarndeutsche auf den verschiedenen Sprachebenen in den Sprachwechselprozess nicht nur der lexikalischen, sondern auch der morphologisch-syntaktischen Ebene involviert ist. Zwar ist das Varietätenfeld grundsätzlich in Bewegung. Das Ungarndeutsche ist jedoch auf dem Weg zu einer „Nebensprache“.

Claudia Riehl skizziert am Beispiel Transkarpatiens die Struktur der Sprach- und Varietätenkontaktsituation in den heute ukrainischen deutschsprachigen Sprachinseln und den dort zu beobachtenden Varietäten- und Sprachwechseln. Im Rahmen eines varietätendynamisch gedeuteten Viergenerationenmodells stellt sie lineare Verschiebungen der Varietäten/Sprachen in der ersten bis dritten

Generation fest, wobei – wie sie überzeugend herausarbeitet – bis in die dritte Generation der bairische und/oder fränkische Basisdialekt in den nächsprachigen Bereich verschoben wird, so dass eine Diglossie entsteht. In der vierten Generation tritt – wie in Ungarn – die deutsche Standardsprache (exogener Standard) als L2-Schulsprache hinzu.

Mark L. Loudon widmet seinen, die eigenen Forschungen eindrucksvoll zusammenfassenden Beitrag dem immer wieder angeführten großen Gegenbeispiel in der Entwicklung der deutschen Sprachinseln: dem Pennsylvaniadeutschen. Während sonst weitgehend die Assimilations- und Sprachwechselthese angenommen wird, ist das Pennsylvaniadutch (PD) der Old

Order Mennonites (OOM) und Old Order Amish (OOA) überall, wo es im Rahmen der amishen Glaubensgemeinschaft verwendet wird, durchaus stabil und wird sogar noch (unter dem Einfluss des Amerikanischen) ausgebaut. Nur in Non Plain People (NPP)-Gemeinschaften, die PD verwenden, wird es wie sonst überall aufgegeben. Wir werden daher in absehbarer Zeit das PD ausschließlich bei den Plain People (PP) finden, dort aber obligatorisch und als wichtiges Gruppenmerkmal.

Der vorliegende Band zeigt ohne Zweifel, wie vielschichtig Forschung im Umfeld der Sprachinseln des Deutschen sein kann. Hier wird man weitergehen müssen.

Klaus J. Mattheier (Heidelberg)

Brunner, Horst; Mathias Herweg (Hg.): Gestalten des Mittelalters. Ein Lexikon historischer und literarischer Personen in Dichtung, Musik und Kunst. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 2007 (Kröners Taschenausgabe, Bd. 352). 73 Abbildungen, 504 S.

Das Lexikon der „Gestalten des Mittelalters“ wurde nach einer besonderen Grundidee redigiert: Es präsentiert Fiktion und Realität gemeinsam und in der gleichen Struktur, als ob es zwischen Literatur, literarischen Personen, realem Leben und Autoren keinen Unterschied gäbe. Dieses Verfahren mag zwar befremdend wirken, entspricht aber den neueren Forschungen. Viele literarische Gestalten des Mittelalters gehen nämlich auf reale Personen zurück, sie sind durch

komplizierte Prozesse der Fiktionalisierung und Literarisierung zu fiktionalen Gestalten geworden, ohne ihren Realitätsbezug verloren zu haben. Es ist heute sehr schwer, zwischen den unterschiedlichen Qualitäten der gleichen Person (oder des gleichen Namens) eine Trennlinie zu ziehen: Die fiktiven Gestalten des Mittelalters, die damals oft gar nicht als literarische, sondern als reale Personen gefürchtet oder geehrt wurden, sickern in das Charakterbild der mit Dokumenten

belegt geglaubten Autoren hinein, wobei die Lebenswege dieser Autoren meistens durch nichts sagende Daten rekonstruiert wurden, die keine wesentlichen Informationen über ihre literarischen Ansichten und Schaffensprinzipien liefern. Daher erscheinen diese Lebenswege auch als erzählte Geschichten, die beinahe einen fiktionalen Charakter haben. Das Gemisch aus der real geglaubten Fiktion und der fiktiven Realität bietet aber ein authentisches Bild über das Mittelalter und letztendlich machen die behandelten Gestalten – fiktive Akteure literarischer Werke sowie „reale“ Menschen, nachweisbare Personen – unser Mittelalter-Bild aus.

Angesichts der Materialfülle kann man leicht einsehen, dass die Herausgeber keine einfache Aufgabe hatten, nur 218 Personen aufzunehmen, um genau auf den Umfang von 500 Seiten zu kommen. Diese Seitenzahl sichert nicht nur eine angenehme Handhabung des Lexikons, sondern sie fügt es nahtlos an den Vorgängerband, an das „Lexikon der antiken Gestalten“ an. Auf Grund der zwingenden Selektion könnte man hier und da Namen vermissen (z.B. wenn die Heilige Elisabeth aufgenommen wurde, sollte eventuell auch die Heilige Hedwig Erwähnung finden), der treffenden Wahl gebührt aber eindeutig Anerkennung. Die Zeitspanne (500 bis 1500) wurde sehr dynamisch gehandhabt, weil hier eine rigide Grenzziehung der Erklärung der Prozesse nicht gedient hätte. So wurde z.B. auch jener Faust aufgenommen, der im Allgemeinen mit der Frühen Neuzeit verbunden wird. Das Lexikon

zeigt auf, dass seine Geschichte manche Charakterzüge der mittelalterlichen Narration trägt und eine von seinen Vorgängerfiguren auf das mittelalterliche 15. Jahrhundert zurückgeht, so ist diese Figur in alle beide Epochen einzuordnen. Eine bedeutende Leistung des Lexikons ist die Analyse der neuzeitlichen Rezeption der behandelten Gestalten, womit das Lexikon die Ausstrahlung und Wirkung des Mittelalters bis heute dokumentiert. Die Lemmata fassen die letzten Forschungsergebnisse zusammen, die Herausgeber und das Autorenkollektiv beherrschen den Stoff souverän, der Leser kann einen Bogen vom Mittelalter bis heute spannen und damit steht das literarische Universum des Mittelalters in seiner Ganzheit da. Der Rezensent kann insgesamt eine hohe Qualität des Lexikons feststellen.

Aus der Sicht der Germanistik aus Südosteuropa und insbesondere aus Ungarn stellt dieses Lexikon jedoch eine Herausforderung dar. Die Herausforderung und die Aufgabe rühren von der Tatsache her, dass die unterschiedlichen literarischen, persönlichen, motiv- und rezeptionsgeschichtlichen Bezüge der Region zur älteren deutschen Literatur, sowie die kulturellen Transferprozesse in dieses Lexikon nur sehr sporadisch eingegangen sind. Dies zu ändern, bedarf der Anstrengung mehrerer Generationen. Einige Beispiele: Das Lexikon analysiert relativ detailliert die Figur Klingsors, des Schiedsrichters beim Wettbewerb der Minnesänger; der u. a. von Wagner und Heinrich von Ofterdingen rezipiert wurde. Es wird darauf

nicht rekurriert, dass diese Figur in der deutschen Literatur Ungarns als der erste Literat galt. Obwohl die kühne Theorie am Anfang des Jahrhunderts aufgegeben wurde, gab man trotzdem der bedeutendsten literarischen Zeitschrift der Region den Namen *Klingsor*, die bis 1940, bis zur Einstellung durch die Nationalsozialisten, Übersetzungen aus den benachbarten Kulturen brachte, literarische Ideen vermittelte und neben modernen deutschen Autoren auch viele Exilautoren förderte. Oder: Der *Etzel-Stoff* nahm im Prozess des nation building in Ungarn eine bedeutende Rolle ein. Die Namen von *Etzel/Attila*, *Kriemhild*, *Bloedelin* etc. waren bereits im ungarischen Mittelalter präsent, und im 19. Jahrhundert befruchteten sie die Literatur; *János Arany*, einer der Nationaldichter schrieb ein repräsentatives Epos über *Bloedelin/Buda*, das die alte Geschichte der Ungarn – nach dem Modell des *Nibelungenlieds* – anstelle des verloren gegangenen Schöpfungsmythos dichterisch darstellen wollte. Die mitteleuropäischen Frauenheiligen – in dem Lexikon vertreten durch die Heilige *Elisabeth* – sind aus deutscher, aber auch aus (mittel)europäischer Sicht deutbar. Die *Brüder Martin* und *Georg* aus *Klausenburg* (deren „nationale Zugehörigkeit“ sowohl von der deutschen, als auch von der ungarischen Kunstgeschichte für sich reklamiert wird)

schufen die älteste Bronzedarstellung des Heiligen *Georg* im Jahre 1373. Bei der Nennung der Darstellungen findet diese bedeutende Statue – heute in der *Prager Národní Galerie* ausgestellt – keine Erwähnung. Die Figur *Draculas* – in Westeuropa der Inbegriff der Grausamkeit – ging in die abendländische Kultur mit der Vermittlung deutscher Flugschriften aus *Wien*, *Nürnberg* und *Lübeck*, sowie durch ein Gedicht von *Michel Beheim* ein. *Dracula* ist heute einer der bekanntesten (und berüchtigtesten) Osteuropäer. Schade, dass dieser interkulturelle Prozess nicht analysiert wurde.

Die historischen Beiträge über die *Kaiser Heinrich I. und II.* sowie über die *Ottonen* richten einen Blick auch nach Osten, es wird die Wechselbeziehung des Reichs mit der ostmitteleuropäischen Region kurz und bündig dargestellt, um die gesamteuropäischen Prozesse besser zu beleuchten. Diesen Blick nach und von Osten auch in der Germanistik zu entwickeln, ist Aufgabe und Herausforderung für die *Auslandsgermanistik*. Durch die Kenntnisse über die Vermittlerfunktion der deutschen Literatur zwischen Osten und Westen wird die gesamte Germanistik reicher. Abgesehen von diesem osteuropäischen Bezugssystem ist aber das Lexikon ein gutes Stück deutsche Literaturwissenschaft.

András F. Balogh (Budapest)

Elspaß, Stephan: Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer, 2005 (Reihe Germanistische Linguistik 263). 557 S.

Lange Zeit wurde das 19. Jahrhundert an die Peripherie sprachhistorischer Forschungen gedrängt. Das mangelnde Interesse für die neuzeitliche Geschichte des Deutschen lässt sich vor allem mit derjenigen Sprachbetrachtung erklären, die bis in die 1980er Jahre das Bild der deutschen Sprachgeschichtsschreibung prägte. Da im Sinne der gängigen Auffassung die einheitliche deutsche Schriftsprache zum Ende des 18. Jahrhunderts als erreicht galt und da die Veränderungen des deutschen Sprachsystems von diesem Zeitpunkt an nicht mehr so tief greifend waren wie in älteren Sprachstufen, blieb das 19. Jahrhundert weitgehend unerforscht.

Erst in jüngster Zeit ist eine zunehmende Hinwendung zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen zu beobachten, mit dem Anliegen, die der Gegenwartssprache unmittelbar vorausgehende Sprachstufe aufzudecken und damit ein bisher fehlendes bzw. unbefriedigendes begriffliches und zeitliches Konzept für die Zeit vom Frühneuhochdeutschen bis zur Gegenwart zu entwerfen. Diese Zielsetzung verfolgt auch Stephan Elspaß in seiner hier zu besprechenden Habilitationsschrift, wobei er für das wichtigste Periodisierungskriterium der neuhochdeutschen Sprachepoche die Etablierung der einheitlichen deutschen Schriftsprache hält. Dabei ist er der Ansicht, dass die Frage der Standardisiertheit erst durch die Aufdeckung der Regularitäten und Entwicklungstendenzen

der schriftlichen Alltagssprache im 19. Jahrhundert zu klären sei. Erst wenn die Gebrauchsnormen des geschriebenen Alltagsdeutsch ermittelt werden, können s.E. adäquate Aussagen über die Zeit der Durchsetzung der Standardsprache getroffen werden. Da bisherige Forschungsarbeiten – wie Elspaß zu Recht beklagt – fast immer durch eine „Perspektive von oben“ gekennzeichnet sind, d.h. vor allem Textprodukte der kleinen geistigen und sprachlichen Elite unter die Lupe nehmen und dabei über große Teile der historischen Sprachwirklichkeit so gut wie nichts aussagen, setzt er sich für eine „Sprachgeschichte von unten“ ein. Damit plädiert er aber nicht für die Beschreibung eines Sprachwandels „von unten“, sondern vielmehr für die Aufdeckung des Sprachgebrauchs der Bevölkerungsmehrheit im Deutschland des 19. Jahrhunderts und damit der „historischen Sprachwirklichkeit in ihrer ganzen Breite und Vielfalt“ (S.8).

Die sehr umfang-, daten- und kenntnisreiche Arbeit von Elspaß ist also der oben beschriebenen Aufgabe gewidmet. Es werden dabei außerdem zwei weitere Zielsetzungen verfolgt: Einerseits beabsichtigt der Autor „fehlende Bindeglieder zwischen sprachlichen Entwicklungen in Geschichte und Gegenwart aufzudecken, die nicht zuletzt zu einem besseren Verständnis gegenwartssprachlicher Tendenzen beitragen können“ (S.20). Andererseits versucht er die „innere“

Sprachgeschichte mit der „äußeren“ zu ergänzen, indem er die Sprachwandelprozesse des Neuhochdeutschen in ihrer gesellschaftlichen Eingebettetheit untersucht.

Dementsprechend werden die Untersuchungen, für die der Autor den bisher weitgehend unerforschten Quellentyp der Privatkorrespondenz deutscher Amerikaauswanderer und ihrer Verwandten heranzieht, im Rahmen der soziopragmatisch orientierten Sprachgeschichtsschreibung durchgeführt.

Der klare und übersichtliche Aufbau des Buches ist unbedingt als Positivum hervorzuheben. Das Buch besteht aus acht Kapiteln, die – abgesehen von den letzten beiden – jeweils in weitere Unterkapitel gegliedert sind.

Im ersten Kapitel, das den Titel „Leitgedanken und Ziele einer ‚Sprachgeschichte von unten‘“ trägt, werden zuerst Stand und Desiderate der Forschungen zum Neuhochdeutschen thematisiert. Es wird erläutert, warum einer ‚Sprachgeschichte von unten‘ bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde, wobei der Autor starke Kritik an der Fixierung der Sprachgeschichtsschreibung auf die stilisierten literarisch-elitären Textsorten der sprachlichen Oberschicht übt. Als nächster Schritt wird die soziopragmatisch orientierte Sprachgeschichte vorgestellt, in deren Rahmen der Autor die Behebung der Forschungsdefizite für möglich hält. Bei diesem Punkt werden weiterhin die Aufgaben einer ‚Sprachgeschichte von unten‘ zuerst im Allgemeinen, dann konzentriert auf das 19. Jahrhundert dargestellt. Im letzten Unterkapitel –

nachdem die Ziele der Arbeit festgelegt worden sind – wird der Aufbau der Studie skizziert.

Im Kapitel II werden diejenigen Problembereiche behandelt, denen eine Sprachgeschichtsschreibung, die die Aufdeckung der historischen Sprachwirklichkeit unterhalb der sprachlichen Elite anstrebt, unbedingt Rechnung tragen sollte. Hier werden in den ersten drei Unterabschnitten die Diskrepanzen zwischen konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit bzw. Alltagssprache und Hochsprache sowie allgemeiner und spezialisierter Sprache am Beispiel des geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert diskutiert. Im vierten Unterkapitel unterbreitet der Autor – in Anlehnung an Forschungsarbeiten im Bereich der Niederlandistik – den Vorschlag, im Interesse der adäquateren Beschreibung des Sprachgebrauchs verschiedener sozialer Schichten die Aspekte Bildungsgrad und Schreibroutine statt der bisherigen Dichotomie ‚Unterschichtssprache‘ und ‚Oberschichtssprache‘ einzubeziehen, die den Anschein sprachlich homogener sozialer Gruppierungen vortäuscht. Im vorletzten Punkt wird die – später im Kapitel V ausführlicher behandelte – Problematik der Normierung und Standardisierung der neuhochdeutschen Schriftsprache aufgegriffen und anhand von drei Fallbeispielen die These aufgestellt, dass eine überregionale deutsche Schriftsprache im 19. Jahrhundert zwar schon vorhanden, aber mit der Standardsprache noch nicht identisch war. Als Abschluss wird auf die „vermeintliche[n] Sprachkontaktphänomene“ (S.52) im besagten

Zeitraum eingegangen, die früher als englische Interferenzkonstrukte interpretiert wurden, die aber eher auf deutsche regionale Varietäten zurückgeführt werden sollten.

Kapitel III ist den Texten der geschriebenen Alltagssprache gewidmet. Nachdem geklärt worden ist, warum für die Erforschung historischer Sprachverhältnisse und dabei insbesondere des Sprachverhaltens ‚einfacher Menschen‘ im 19. Jahrhundert gerade die Privatbriefe von Ausgewanderten und ihren Angehörigen als Quelle herangezogen werden, wird der Frage nachgegangen, inwiefern diese Briefe als ‚mündlich‘, ‚privat‘ bzw. ‚alltäglich‘ zu bezeichnen sind. Anschließend werden Fragen im Zusammenhang mit Auswahl und Behandlung der Texte thematisiert.

Mit dem vierten Kapitel, das den Titel „Soziale und situative Bedingungen des nicht routinierten Schreibens im 19. Jahrhundert“ trägt, gelangt der Leser zu einer umfangreicheren thematischen Einheit mit drei Abschnitten. Im ersten Unterkapitel wird über die soziohistorischen Verhältnisse im Deutschland des 19. Jahrhunderts berichtet mit besonderer Rücksicht auf die Unter- bzw. unteren Mittelschichten. Im folgenden Abschnitt beschäftigt sich der Autor mit „übergreifenden Aspekten der Alphabetisierung“ (S.77) sowie der Entwicklung der Schreib- und Lesekompetenzen breiter Bevölkerungsschichten in dem behandelten Zeitraum, um später die Schlussfolgerung zu ziehen, dass zum Ende des 19. Jahrhunderts eine fast vollständige Alphabetisierung erreicht war (S.109).

Im letzten Unterkapitel setzt sich Elspaß mit der massenhaften deutschen Migration in die USA im 19. Jahrhundert auseinander, die in sprachhistorischer Hinsicht insofern von erheblicher Bedeutung ist, als sie den wichtigsten Schreibanlass für diejenigen sozialen Gruppierungen darstellte, die ansonsten nur selten die Gelegenheit und die Motivation hatten, zur Feder zu greifen.

Mit dem fünften Kapitel wird die Arbeit in den Kontext der Forschungen zur Sprachgeschichte der Neuzeit gestellt und ihr primäres Anliegen genau erhellte. Nachdem Elspaß die Problematik der Periodisierung der neuhochdeutschen Sprachepoche diskutiert und einige der Periodisierungsversuche in diesem Zusammenhang angeführt hat, übt er an der jüngeren Forschungsmeinung Kritik, nach der die Standardisierung des Deutschen um die Wende zum 20. Jahrhundert abgeschlossen wäre. Die Voraussetzung der Standardisiertheit sieht Elspaß – in Anlehnung an Haugen (1994) – in der breiten Akzeptanz genormter Formen im Kreise der Sprachbenutzer. Der Frage, inwieweit die Normen zeitgenössischer präskriptiver Grammatiken im Volk akzeptiert bzw. verbreitet waren, kann durch eine empirische Analyse der Alltagssprache nachgegangen werden. Falls weit verbreitete sprachliche Formen nachgewiesen werden können, die von den Grammatikern als normwidrig bezeichnet wurden, soll die Hypothese über die Etabliertheit der deutschen Standardsprache im 19. Jahrhundert als widerlegt gelten.

Kapitel VI stellt als zentraler Analyseteil den Kern der durchgeführten Studie dar. Die Korpusanalyse wird auf ‚Makro-‘, ‚Meso-‘ und ‚Mikro-‘-Ebene durchgeführt. Auf der Makro-Ebene werden die Textfunktionen der Privatbriefe behandelt, von denen die des Kontaktsicherns und Informierens hervorgehoben werden. Um ein wahres Bild von dem Sprachgebrauch unterer und mittlerer sozialer Schichten zu erhalten, führt Elspaß auf der Meso-Ebene die Unterscheidung zwischen ‚kreativer‘ und ‚formelhafter‘ Sprache ein. Während nämlich Erstere „durch die Aktivierung lexikalischen, grammatischen und orthographischen Regelwissens erzeugt worden ist“ (S.137), stellt Letztere feste sprachliche Einheiten dar, die der Sprachbenutzer als vorgeformt erhält bzw. erlernt und im Weiteren routinemäßig verwendet. Zwischen der Makro- und der Meso-Ebene wird die Bedeutung des Wechsels von der deutschen Kurrentschrift zur lateinischen Schrift untersucht und festgestellt, dass letztere Schriftart der Hervorhebung von Orts-, Monats- und Personennamen sowie von Fremdwörtern bzw. fremdsprachlichen Textteilen diene. Auf der Mikro-Ebene wird das Korpus in grammatischer, lexikalischer und orthographischer Hinsicht analysiert. Im Interesse der Leserfreundlichkeit werden alle drei thematischen Einheiten mit einer Einleitung eröffnet und mit der Präsentation der Zwischenergebnisse abgeschlossen. Mit Hilfe der grammatischen Analyse versucht der Autor zu ermitteln, inwieweit normierende Eingriffe der Grammatiken des 19. Jahrhunderts auf

den Sprachgebrauch ‚unterer‘ Schichten Auswirkungen hatten. Hierbei werden grammatische Phänomene unter die Lupe genommen, die sich unter der Leitvarietät der Hochsprache entwickelten bzw. zum Teil sogar bis in das heutige Deutsch fortentwickeln und als Indikatoren gegenwärtiger Sprachwandelprozesse erscheinen. Elspaß analysiert im Einzelnen 19 verschiedene grammatische Variablen wie doppelte Negation, *tun*-Fügung, *am*-Konstruktion oder *weil* + Verbzweitstellung sowie *wegen* + Genitiv bzw. Dativ/Akkusativ. Wortschatzveränderungen im Alltagsdeutsch des 19. Jahrhunderts werden in Anlehnung an die – von Oskar Reichmann (2000) entworfene – Typologie der lexikalischen Varianz untersucht und beschrieben. Dementsprechend werden Fallanalysen zu Varianzen im Zeichenbestand, auf der Ausdrucks- bzw. Inhaltsseite einzelner Lexeme sowie auf der soziopragmatischen Ebene durchgeführt. Verschiedene Formen im Bereich der (Ortho-)Graphie werden in einer Zweiteilung in ‚graphemische‘ und ‚phonetisch begründete‘ Varianzen beschrieben, wobei Erstere an schriftsprachliche Traditionen, Letztere an Aussprachekonventionen gebunden sind.

Im Kapitel VII werden die Ergebnisse der Analyse zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert zusammengefasst und die Schlussfolgerung hergeleitet, dass die Alltagssprache der Bevölkerungsmehrheit auch trotz der Vereinheitlichungsbestrebungen der präskriptiven Grammatiken und Orthographiewerke durch einen hohen Grad an Variabilität von gram-

matischen, lexikalischen und orthographischen Formen gekennzeichnet war. Aus der Koexistenz verschiedener Gebrauchsnormen folgt dann aber auch, dass von einem Abschluss der Standardisierung des Deutschen im 19. Jahrhundert noch nicht die Rede sein kann.

Kapitel VIII stellt einen Exkurs dar, in dem die Vorteile der Einbeziehung einer ‚Sprachgeschichte von unten‘ in die deutsche Sprachhistographie erneut hervorgehoben werden.

Das große Verdienst des Buches ist, dass es die jüngere Geschichte des Deutschen in ein neues Licht stellt und dadurch neue Dimensionen für sprachhistorische Forschungen eröffnet. Mit seinem Perspektivenwechsel leistet nämlich Elspaß nicht nur einen hochwertigen Beitrag zu der Erforschung des Sprachgebrauchs breiter Bevölkerungsschichten des 19. Jahrhunderts, sondern liefert Anregungen und Argumente dafür, neuhochdeutsche Sprachwandelprozesse – die bisher an der ‚hohen‘ Sprache gemessen wurden – ‚von unten‘ zu sehen und anzugehen. Die neuartige Herangehensweise zur Sprachgeschichte ermöglicht über das Gesagte hinaus auch eine adäquatere Erklärung gegenwartssprachlicher Entwicklungen und Tendenzen.

Zusammenfassend und abschließend ist – vielleicht ohne Übertreibung – festzuhalten, dass mit der Forschungsarbeit von Stephan Elspaß ein Meilenstein in der deutschen Sprachhistographie gelegt wurde. Das Buch ist allen zu empfehlen, die sich für die neuere Sprachgeschichte oder die Geschichte der deutschen Sprache im Allgemeinen interessieren – den Ersteren deshalb, weil sie ‚von unten‘ neue Einsichten in die Sprachenwelt des 19. Jahrhunderts bekommen, den Letzteren aber deshalb, weil sie aus der von Elspaß gewählten Perspektive wohl auch die früheren Epochen in einem anderen Licht sehen werden.

Literatur

- Haugen, Einar 1994: Standardization. In: Asher, Roland E. (Hg.): *The Encyclopedia of Language and Linguistics*. Bd. 8. Oxford/New York/Seoul/Tokyo, 4340-4342.
- Reichmann, Oskar 2000: Die Lexik der deutschen Hochsprache. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Halbbd.1. Berlin/New York (= HSK 2), 1818-1847.

Laura Bajáky (Debrecen)

Jambor, Ján: Die Rolle des Zufalls bei der Variation der klassischen epischen Kriminalliteratur in den Bärlach-Romanen Friedrich Dürrenmatts. Presov: Filozofická fakulta Presovskej univerzity, 2007 (Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Presoviensis; Monographia 76). 312 S.

Die germanistische Forschung zum literarischen Œuvre Friedrich Dürrenmatts ist in den letzten Jahren vor allem in methodologischer Hinsicht immer ‚moderner‘ geworden. Vielfach zu beobachten war eine zunehmende Vertiefung in die Mikrostrukturen neuerer philosophischer (vgl. Mingels, Annette: Dürrenmatt und Kierkegaard. Die Kategorie des Einzelnen als gemeinsame Denkform. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2003), kulturwissenschaftlicher (vgl. Schu, Sabine: Deformierte Weiblichkeit bei Friedrich Dürrenmatt. Eine Untersuchung des dramatischen Werkes. St. Ingbert: Röhrig, 2007) oder zuletzt auch schreibgenealogischer (vgl. Probst, Rudolf: (K)eine Autobiographie schreiben. Friedrich Dürrenmatts Stoffe als Quadratur des Zirkels. München: Fink, 2008) Theoriebildungen bei gleichzeitiger Abwendung von den ‚klassischen‘ Feldern der entsprechenden Autor-Philologie. Ján Jambors Dissertationschrift wagt den Spreizschritt zwischen beiden Forschungsrichtungen; sie konzentriert sich einerseits wieder auf eine etablierte Lektüre von Dürrenmatts Kriminalliteratur aus den 1950-er Jahren, genauer: auf die beiden Bärlach-Romane „Der Richter und sein Henker“ (1952) und „Der Verdacht“ (1953), unterlässt es dabei aber andererseits nicht, die konzise Untersuchung beider Texte mit literaturtheo-

retischen Fragestellungen zu verbinden, die insbesondere mit Blick auf eine Literaturgeschichte epischer Kriminal-literatur unabdingbar sind. Schon allein deshalb bietet Jambors Arbeit Gewinn bringende Anregungen für zukünftige Dürrenmatt-Interpretamente.

Statt die allein textliche Verarbeitung oder Integration einzelner Motive oder Theoreme in beiden Romanen untersucht Jambor in der Hauptsache das Phänomen des Zufalls; er setzt sich das Hauptziel, „durch eine strukturalistisch geprägte Analyse und Interpretation“ die These zu belegen, dass dieser Zufall „als Ereignis, Kompositionsprinzip und Bestandteil der Gedankenwelt der auftretenden Figuren und der Äußerungen des Erzählers“ das Hauptmittel bei dem „gattungsinnovativen Umgang mit den Modellen der klassischen epischen Kriminalliteratur“ darstellt (S. 13). Folglich werden die zwei Bärlach-Romane als „eine Art kontrastiv und komplementär angelegten Diptychon“ gelesen, und zwar bezüglich der Variation von zwei verschiedenen Modellen (der klassische Detektivroman, der klassische Spannungsroman) sowie bezüglich der Behandlung der Zufalls-Problematik (ebd.). Dass hierbei weitere Werke der Dürrenmattschen Kriminalprosa – namentlich das Requiem auf den Kriminalroman „Das Versprechen“ (1958), die Erzählung „Die Panne“

(1956), der Roman „Justiz“ (1985) und das Fragment „Der Pensionierte“ (1995) sowie der Prosa-Text „Das Sterben der Pythia“ (1976) und die Novelle in vierundzwanzig Sätzen „Der Auftrag oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter“ (1986) – aus der eigentlichen Lektüre weitestgehend ausgeklammert werden, ist angesichts der Detailfülle und der umfassenden Untersuchungsleistung insgesamt verständlich, wenn auch eine ggf. noch intensivere Einbeziehung dieser Texte der Arbeit sicherlich nicht geschadet hätte.

Das Buch ist neben den Rahmentexten in sechs Kapitel gegliedert, die sich thematisch nochmals enger fassen lassen, indem die ersten vier Kapitel (S. 26-150) als literaturtheoretische und -geschichtliche Grundlagendarstellung aufgefasst werden können, der sich in den beiden letzten Kapiteln (S. 151-286) die Hauptanalyse des Textkorpus anschließt. Einen klärenden und systematisierenden Beitrag zur gattungstheoretischen Problematik der epischen Kriminalliteratur (Kap. I) leistet Jambor, indem er jene Konzepte vorstellt, vergleicht, kritisch bespricht und ergänzt, die mit Namen wie Richard Alewyn, Richard Gerber, Tzvetan Todorov, Elisabeth Schulze-Witzenrath, Peter Nusser und Ulrich Schulz-Buschhaus verbunden sind. Als selbstständige Einzelgattungen werden, zumeist aufgrund der strukturalistischen binären Oppositionen, epische Detektivliteratur,

Thriller und epische Spannungsliteratur definiert. Im zweiten Teil befasst sich Jambor dagegen mit solchen Modellen, auf die Dürrenmatt beim Abfassen der zwei Bärlach-Romane zurückgegriffen hat: d.i. der klassische Detektivroman (der pointierte Rätselroman) und der klassische Spannungsroman (die ‚Geschichte des verletzbaren Detektivs‘). Zudem werden die Kategorien ‚Variation‘ und ‚Destruktion‘ der klassischen epischen Kriminalliteratur vorgestellt. Jambor diskutiert hier Beispiele unterschiedlicher national-literarischer Provenienz – von E.T.A. Hoffmann über Edgar Allan Poe, Wilkie Collin, Emile Gaboriaus und Arthur Conan Doyle bis hin zu Freeman Wills Croft, Ronald Arbuthnot Knox, John Dickson Carr oder S. S. Van Dine, Rex Stout und Ellery Queen. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang ferner Agatha Christie, Donna Leon, Georges Simenon und etwa Friedrich Glauser.

Sind die ersten beiden Kapitel ausschließlich dem Kontext der Gattung gewidmet, so werden die zwei Bärlach-Romane in Kapitel Drei in weitere Bezugfelder eingebettet, die der Dürrenmatt-Forschung zwar weitestgehend vertraut sind, doch für Jambors Thema nicht außer Acht gelassen werden können. Ins Zentrum rücken mithin der lebens- und werkgeschichtliche Kontext des Autors als auch bewährte literaturhistorische Methoden (Biographik, Entstehungsgeschichte) sowie diskursanalytische Ansätze¹. Im

¹ zu einer systemtheoretischen Lesart vgl. Ruf, Oliver: Schauen, Richten, Vollstrecken. Eine literaturtheoretische Lektüre der Dürrenmattschen Kriminalgeschichten. In: Colloquium Helveticum 37, 2006, S. 283-307.

Einzelnen wird danach gefragt, welche Position die epische Kriminalliteratur im Kontext der Gattungsgeschichte einnimmt, durch welche Problematik Dürrenmatt die Gattung bereichert und worin seine eigentliche Leistung für deren Entwicklung liegt. Epische Kriminalliteratur erscheint in diesen Perspektiven für Friedrich Dürrenmatt als willkommene Erwerbsmöglichkeit, aber auch als „Mittel zur Auflehnung gegen die erstarrte Literaturwissenschaft und den Literaturbetrieb allgemein“ (S. 93); sie erscheint zudem als „Rückzugsmöglichkeit aus dem Theaterbetrieb nach persönlichen und beruflichen Schwierigkeiten“ (S. 95), jedoch ebenfalls als kompositorischer ‚Bruder‘ des Dramas und als Gelegenheit, auf „Wahrheits-“ (S. 97) bzw. „Gerechtigkeitssuche“ (S. 101) zu gehen. Jambor entwickelt ein Schema der epischen Kriminalliteratur (S. 106-115), das von deren Variation und Destruktion bei Dürrenmatt ausgeht, und kommt schließlich auf Schwerpunktverlagerungen hinsichtlich einer psychologischen, gesellschaftskritischen, philosophischen und ethisch-rechtlichen Problematik zu sprechen (S. 118-124).

Kapitel Vier präsentiert einführende methodologische Überlegungen zur Problematik der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Phänomen des Zufalls in den epischen Texten, um ein notwendiges terminologisches und typologisches Instrumentarium zu entwickeln. Vornehmlich handelt es sich um eine Begriffsbestimmung des Zufalls, die Jambor seinen Überlegungen zu Grunde legt:

Der Zufall in einem epischen Text ist eine Koinzidenz von mindestens zwei Ereignissen bzw. Ereignisketten, die zum Fortgang der Handlung beiträgt und deren Kausalität für den Leser nicht evident ist, weil dieses Zusammentreffen nicht durch Erzähler, Figuren oder irgendwie anders unmittelbar in der Handlung hergeleitet wird. (S. 133)

Dürrenmatts Texte werden an dieser Stelle als „poetische Variante der artifiziellen Behandlung des Zufalls“ (ebd.) klassifiziert und eine Reihe von Typologisierungsversuche eingeführt, die Konzepte von Ulrich Profitlich und Włodzimierz Bialiks umfassen, denen eine eigene überzeugende Klassifikation beiseite gestellt wird, die für die sich unmittelbar anschließenden Analyseteile denn auch plausibel in Anschlag gebracht werden kann. Durch diese beiden Kapitel avanciert die Arbeit letztendlich zu einem Exempel ‚moderner‘ transtextueller Forschung, wie sie Gérard Genette Anfang der 1980-er Jahre etablierte.

Jambor kommt zunächst zu dem Ergebnis, dass Dürrenmatt in „Der Richter und sein Henker“ den Zufall zwar thematisiert, er allerdings weder vom Erzähler noch von einer der Figuren als solcher gekennzeichnet bzw. akzentuiert werde; auf textimmanenter Ebene sei dies ein gattungskonventioneller Zug, auf der Ebene der literarischen Kommunikation spreche dies aber für die These vom subversiven Spiel des Autors mit dem Leser (S. 202). In „Der Verdacht“, so ein weiteres Ergebnis, seien darüber hinaus starke Hinweise zu finden, dass Dürrenmatt von der Rolle des Zufalls in der Welt

und im menschlichen Leben überzeugt war (S. 286). Während im ersten Bär-lach-Roman die für den klassischen Detektivroman typische Abneigung gegen den Zufall durch die Zuneigung zu diesem Phänomen ersetzt werde (S. 291), versuche Dürrenmatt im zweiten den Zufall „nicht als eine stillschweigend übergangene ideologische Vor-

aussetzung der Gattung zu verhüllen“, sondern ihn „in seinen Wirkungsmöglichkeiten zu enthüllen“ (S. 291 f.). Eine solche ‚Enthüllung‘ auf breiter philologischer wie literaturtheoretischer Basis zu fundieren, hat Jambor mit der vorliegenden Arbeit einsichtig vollbracht.

Oliver Ruf (Dortmund)

Lappin, Eleonore; Nagel, Michael (Hg.): Frauen und Frauenbilder in der europäisch-jüdischen Presse von der Aufklärung bis 1945. Bremen: edition lumière, 2007 (Die jüdische Presse – Kommunikationsgeschichte im europäischen Raum, Bd. 3; Presse und Geschichte – Neue Beiträge, Bd. 29). 287 S.

Im Geschlechterdiskurs innerhalb des Judentums gibt es divergierende Auffassungen bezüglich der Rolle der Frau. In Theodor Herzls „Altneuland“ beispielsweise heißt es:

Glauben Sie nur ja nicht, daß die Hausmütterlichkeit bei uns darunter gelitten habe. Meine Frau zum Beispiel geht nie in eine Versammlung. [...] Sie hat unseren Buben gesäugt und bei dieser Gelegenheit ihre unveräußerlichen Rechte ein bißchen vergessen. Früher gehörte sie der radikalen Opposition an. So habe ich sie auch kennengelernt, als Gegnerin. Jetzt macht sie nur noch zu Hause Opposition – freilich die allertreueste, die man sich denken kann.¹

Das Zitat belegt auch, dass Frauen keine gravierenden Akteure bei der

Gestaltung der Öffentlichkeit, so auch nicht der jüdischen Presse, waren. Journalistische Ansätze und Aktivitäten gingen aber wohl auch von Jüdinnen aus; ihre Dokumentation erfolgte im Juli 2004 in Wien, im Rahmen einer Sommerakademie. Nun sind die schriftlichen Ausformulierungen der Vorträge im vorliegenden Band dokumentiert. Jüdinnen verstanden sich aber nicht nur als Publizisten, als Gestalterinnen von Zeitungs- und Zeitschriftenprojekten, sondern auch als ihre Rezipientinnen. So bildet auch die weibliche Leserschaft und nicht zuletzt das in den Organen bekundete Frauenbild den Gegenstand der Untersuchungen.

Zeitlich, räumlich und sprachlich sind die Beiträge sehr breit gefächert:

¹ Theodor Herzl: Altneuland. In: Gesammelte Zionistische Werke. Bd. 5. Tel Aviv, 1935, S. 198.

Der Chronologie nach wird der zeitliche Bogen von 1783, dem Gründungsjahr des hebräischen „*ha-Me'assef*“, bis hin zur frauenspezifischen Berichterstattung des in New York herausgegebenen „*Aufbau*“ während der NS-Zeit bis 1945 gespannt. Geographisch erstreckt sich die Bandbreite der behandelten Periodika von den USA über Europa bis nach Palästina/Erez (Israel), wobei in den Mittelpunkt der Betrachtungen die Organe Mittel- und Osteuropas gerückt werden. Auch sprachlich fällt das Material sehr breit aus, da auf Hebräisch, Jiddisch, Polnisch, Russisch, Ungarisch sowie Deutsch erschienene Organe behandelt werden.

Den Auftakt des Bandes bilden zwei Aufsätze zur Spätaufklärung. *Louise Hecht* wendet sich der Problematik der Ambivalenz des Frauenbildes in der jüdischen Presse zu, und *Johannes Valentin Schwarz* befasst sich mit Frauen als Zielpublikum jüdischer Periodika.

Frauenbildung und die Rolle der Frau werden wieder besonders in der *Fin de Siècle*-Epoche, so auch in der jüdischen Presse, akzentuiert. Alison Rose weist darauf hin, dass einem weiblichen Wesen jegliches öffentlich-politisches Engagement untersagt war, die Abweichung davon habe die Fortschreitung der Assimilation sowie die Abnahme der Geburtenzahlen zur Folge. Die aktive politische Teilnahme intellektueller jüdischer Frauen war aber bereits an der Tagesordnung. *Brigitta Eszter Gantner* führt aus, dass solche Frauen in Ungarn in linksgerichteten politischen Bewegungen durchaus präsent waren. Die politische

Aktivität ostjüdischer Frauen bildet auch den Gegenstand der Untersuchungen von *Susanne Marten-Finnis*, die anhand der exemplarischen Karriere von Esther Fumkin nachzeichnet, dass die Aktivistin, Erzieherin und Journalistin als Protagonistin des osteuropäischen Judentums *par excellence* anzusehen ist. Ihr Traum vom ‚proletarischen Jiddischismus‘ war aber wegen der rapiden sprachlichen Akkulturation der Juden in das Russische und Polnische zum Scheitern verurteilt.

Für die sprachliche Akkulturation kann als Beleg auch die in Warschau von 1928 bis 1933 erschienene polnischsprachige Zeitschrift „*Ewa*“ verstanden werden. *Karin Steffens'* Darstellung nach war das ein Organ, das eine Zwischenstellung zwischen Tradition und Emanzipation einnahm. In diesem Sinne reichte die Themenvielfalt von Kochrezepten und Kosmetiktips bis hin zu Themen wie Geburtenregelung, politischem Engagement und dem Recht der Frau auf Berufstätigkeit. Letztere Themen gelten auch als Beweis dafür, dass die Zeitschrift, obwohl sie dem Zionismus ideologisch verbunden war, sich jedoch als progressiver erwies. Dem zionistischen ‚Mainstream‘ standen die westlich akkulturierten, bürgerlichen Zionistinnen, die einem traditionellen Frauenbild verbunden waren, wesentlich näher. Das wird auch von *Dieter Hecht* untermauert, indem er skizziert, welche Rolle die Journalistinnen der österreichischen jüdischen Presse in der Zwischenkriegszeit einnahmen. Der Beitrag von *Miroslava Kyselá* schließt sich der vorangegangenen

Behauptung an, denn auch in der tschechischen zionistischen Presse waren Frauen unterrepräsentiert.

Zur zionistischen Idee eines jüdischen Staates gehörten auch Vorstellungen über gewandelte jüdische Familien- und Geschlechterbeziehungen. Obwohl der Zionismus die Befreiung der jüdischen Frau anstrebte, war er stark von traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenvorstellungen geprägt, und antisemitische Stereotypen standen ihm auch nicht fern. Wie von *Malgorzata Maksymiak-Fugmann* dargelegt wird, plädiert die israelitische Frauenzeitschrift „bat ami“ noch in den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts für Max Nordaus ‚Muskeljuden‘ als Reaktion auf das Stereotyp der Verweiblichung jüdischer Männer in der Diaspora: Durch die Bildung der Nation und eines neuen Staates sollten jüdische Männer männlicher werden, und zwar vor allem durch produktive physische Arbeit im Aufbauprozess des Landes. Frauen dagegen wurde primär eine Rolle innerhalb der Familie, als Mutter und Erzieherin der ‚kriegsstarke‘ Nation zugewiesen. Diese Rollenvorstellung entsprach nicht den Idealvorstellungen zionistischer Frauen, die sich ebenfalls am Aufbau des Landes beteiligen wollten. Die in sechs Sprachen erschienene Zeitung wollte diesbezüglich Abhilfe schaffen und fungierte als Sprachrohr der Zionistinnen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden immer mehr Diskussionen über das Recht der Jugend auf ein selbstbestimmtes Leben und eine frei(zügiger)e Sexualität entfacht. *Eleonore Lappin*

untersucht die Wiener Jugendzeitschriften „Anfang“ und deren kurzlebige zionistische Fortsetzung „Jerubbaal“ auf die Frage hin, wie sie zur Lockerung der sexuellen Normen sowie der Befreiung der Frau beigetragen haben. Die Thematiken der weiblichen Sexualität, der ‚freien Liebe‘, außer-ehelichen Partnerschaft, Geburtenregelung versus Mutterrolle, Bevölkerungspolitik, Geburtenrückgang in der jüdischen Bevölkerung und Ansprüche auf den Körper der Frau seitens der Gemeinschaft werden in *Claudia Prestels* Aufsatz erörtert. Die Diskussionen in der deutsch-jüdischen Presse fielen zugunsten des Fortbestands des deutschen Judentums und der Glorifizierung von Mütterlichkeit aus, wobei zeitgenössische rassenhygienische Ideen häufig mit religiösen Vorstellungen kollidierten.

Die Frage nach der Identität der neuen weiblichen Subjektivität führte zu unterschiedlichen Ansätzen, wovon ein wesentlicher im Schreiben bestand. *Esther Jonas-Martin* geht der Frage nach, inwiefern der Lösungsansatz ‚Schreiben als Mittel‘ für jiddischsprachige Schriftstellerinnen gilt, mit welchen Themen sie sich beschäftigen und ob dabei einer etwaigen jüdisch-religiösen Erziehung eine Rolle zukam. Das Schreiben bedeutete auch für Else Lasker-Schüler Schöpfung, einen fruchtbaren Prozess. *Stefanie Leuenberger* geht der Frage nach, wie die Literaturkritik ein Bild der Dichterin schuf, dem schwer zu entkommen war. Als Ausgangspunkt der Untersuchung dient eine Besprechung ihres ersten Gedichtbandes in der Zeitschrift „Ost

und West“ aus dem Jahre 1901. Dabei wird darauf hingewiesen, dass in den Porträts der Dichterin mehrere Diskurse, u.a. das Bild der Frau und Jüdin in ihrer Rolle als Gattin und Mutter sowie das „Andere“ in der Gesellschaft ineinandergeflochten sind.

Die letzten Beiträge des Bandes befassen sich mit der NS-Ära und mit dem Funktionswandel der jüdischen Presse, der zur Bewältigung der materiellen und psychischen Gefährdung beitragen sollte. *Martina Steer* weist anhand eines im Sommer 1936 im „Israelitischen Familienblatt“ veröffentlichten Fortsetzungsromans von Bertha Badt-Strauss nach, wie mit fiktionalen Mitteln die gegebene jüdische Lebenswirklichkeit zu lindern war, bzw. welche Handlungsmöglichkeiten für Frauen vorhanden waren. *Michael Nagel* wendet sich den Kinder- und Jugendbeilagen der „Jüdischen Rundschau“ und der „CV-Zeitung“ zu, und richtet sein Augenmerk in erster Linie darauf, welche Rollenangebote und Lebensentwürfe für Mädchen in der deutsch-jüdischen Presse seit 1933 geboten werden. *Lothar Mertens'* Beitrag befasst sich mit dem New

Yorker „Aufbau“, der ab Mitte der dreißiger Jahre vor allem den Bedürfnissen der Flüchtlinge gerecht werden wollte. Das entworfenen Idealbild der Immigrantin in die USA war die berufstätige Frau, die mit ihrem Verdienst zur Haushaltskasse beitrug, auch wenn der Job deutlich unter ihrem ehemaligen gesellschaftlichen Niveau lag, und mit den Integrationsproblemen infolge ihres Realitätssinns und ihrer Zielstrebigkeit eher zurecht kam als die Männer.

Vorliegender Band konzentriert sich auf Publizistinnen, eine weibliche Leserschaft sowie das in den behandelten Organen dokumentierte Frauenbild. Den Zielsetzungen entsprechend werden die Aspekte der sich ändernden Rollen und des Selbstverständnisses der jüdischen Frauen seit der Spätaufklärung bis zum Nationalsozialismus im Zusammenhang mit der Publizistik und Kommunikationsgeschichte erörtert. Andererseits können die interdisziplinären Forschungsansätze auch als Beiträge zu den Genderstudies und der Frauenforschung gelesen werden.

Hedvig Ujvári (Piliscsaba)

Lethen, Helmut: Der Sound der Väter.

Gottfried Benn und seine Zeit. Berlin: Rowohlt, 2006. 318 S.

Es lässt sich neuerdings wieder der Trend beobachten, Schicksale und Geschichten – eigentlich die Biographie eines Schriftstellers oder Denkers – zu schreiben. Die theoretischen Über-

legungen, Gedanken und „Richtlinien“ haben parallel zur Anzahl der biographisch angelegten Werke stark zugenommen. Wenn man die methodologische Herangehensweise von

großen Biographen, wie Rüdiger Safranski oder Helmuth Kiesel, untersucht, entdeckt man die verschiedensten Ansichten und Anschauungen, die die zeitgenössische Biographieliteratur prägen. Helmut Lethens Gottfried-Benn-Biographie, die bei Rowohlt unter dem Titel „Der Sound der Väter“ erschien, wird meiner Meinung nach nicht nur die Benn-Forschung, sondern auch die Theorie der Biographie stark beeinflussen.

Dieses Buch ist keine Biographie. Ich bewundere Biographen, die eine Figur aufs Papier setzen, welche einen Schatten wirft, nach Atem ringt, sich in Alltagsroutinen ergeht [...]. Mir war das im Falle Benn nicht möglich. Es schien mir angebrachter, Ruheplätze, auf denen ich ein Problemfeld [...] umkreise, mit Kalenderstrecken zu verbinden (S. 11).

Wir können nach der Lektüre des Lethenschen Buches feststellen, dass der Verfasser ein Paradebeispiel für die topologisch angelegte Biographie entworfen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Lethen versteht den Begriff „Diskurs“ wortwörtlich. Er will verstehen, wie Benn die kulturellen, politischen und philosophischen Debatten verstand und welche Position er in diesen Debatten vertrat. Lethen zeigt, welche Denktraditionen und Denklinien für den Schriftsteller wichtig waren und mit welchen anderen Schriftstellern er debattierte. Die Erkenntnisse, die er gewinnt, mögen für den zeitgenössischen Leser oft verwirrend und unglaubwürdig erscheinen. Geschichtliches Denken fordert aber

etwas mehr vom Leser und will mehr zeigen, als die pure Auslegung der Texte. Der Untertitel des Buches heißt: „Gottfried Benn und seine Zeit“. Man müsste diesen aber umkehren, denn das Werk beschreibt die Zeit, in der der Dichter lebte, sowie Gottfried Benn. Der Schriftsteller wird Teil der geschichtlichen, soziologischen und literarischen Prozesse, die aber auch ohne Benn verständlich wären, Benn aber ohne diese Prozesse, ohne seine Zeit nicht. Das ist vielleicht das größte Verdienst dieses Buches, dass es diese Sichtweise 300 Seiten lang konsequent durchzieht und das große Werk Lethens aus dem Jahre 1994 „Verhaltenslehre der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen“ fortsetzt.

Wie nähert man sich so einem umstrittenen Schriftsteller in einer „Biographie“? Wie sollen sein Verhalten, seine Motive und sein Leben deutlich gemacht werden? Wie soll er verstanden werden, ohne dass die problematische Stellung Benns in der deutschen Kulturgeschichte nicht zu kurz kommt? Weder hofiert, noch beschuldigt Lethen den Schriftsteller, stattdessen versucht er anhand von ihm ausgewählter Themen „Gottfried Benn und seine Zeit“ dem Leser verständlich zu machen und zu beschreiben. Beeindruckend ist, wie der Verfasser den Puls der Jahrhundertwende spürt und versteht, denn die Schwerpunkte oder „Ruheplätze“, wie er sie nennt, beschreiben nicht nur die Bennsche Motivation, sondern auch den Zeitgeist einer ganzen Generation, einer ganzen Epoche. Begriffe wie Nervosität, Geniejahre und Krieg

markieren die Zeit, die dann später überraschenderweise im Nationalsozialismus, im Zweiten Weltkrieg und in der Judenverfolgung mündete.

Unglaublich spannend ist in diesem Werk, wie die harsche Zivilisationskritik und der Primitivismus-Kult beschrieben werden. „Zivilisation [erscheint] als dünne Eisschicht einer Oberfläche, die durchbrochen werden muss, um zu den Tiefen des Seins zu gelangen“ (S. 136 f.). Diese Zivilisation, die lange Zeit die humanistisch-christlich geprägte Kultur des Abendlandes zusammenhielt, wird durch die gesellschaftlichen Umwälzungen geschwächt und teilweise sogar vernichtet. Dieses Thema hängt sehr eng mit einem Problem zusammen, das im Buch meisterhaft umkreist wird: Es ist Benns Verbrechen. Wir haben es in diesem Fall aber nicht mit einem Verrat an seinen Zeitgenossen, Freunden, Kollegen, Dichtern und Denkern zu tun oder besser gesagt nicht in erster Linie damit. Verraten wird die humanistisch-christliche Kultur, die gesamte jüdisch-christliche Zivilisation, ohne deren „dünne Eisschicht“ die schlimmsten Katastrophen und Ereignisse der Geschichte eintreten konnten und können. Während des Lesens fallen einem unbewusst die Worte Aurél Kolnais – eines Zeitgenossen Benns – über Ekel ein. Laut Kolnai ist Ekel mehr als Missfallen und weniger als Hass, der viel mehr als man ahnen könnte die gesellschaftlichen Beziehungen unter den Menschen beeinflusst. Ekel ist seiner Meinung nach eine „unerträgliche Belästigung“. Ähnlich ist auch das Gefühl Benns über die

Zivilisation, die von Benn stark missachtet wird und der gegenüber er eine Art Ekel empfindet sowie gegen jede Argumentation, die sich auf die Verantwortung für die menschliche Zivilisation beruft. Lethen liest parallel zu Benn die Werke Nietzsches, was uns bereits weitere Schwerpunkte des Buches präsentiert. Denn ohne Nietzsches Denken wird weder Ernst Jünger noch Carl Schmitt verständlich.

Die Sprache und das Buch selbst blühen erst dann richtig auf, wenn Lethen die Zeit Benns nach 1945 schildert. Beeindruckend ist das Kapitel, in dem die Dreierkonstellation Carl Schmitt, Ernst Jünger und Gottfried Benn analysiert wird. „Wir sind von außen oft verbunden, / wir sind von innen meist getrennt“ (S. 257) – schreibt Gottfried Benn in seinem Gedicht „An Ernst Jünger“. Und es ist wirklich das große Verdienst dieses Kapitels, dass es die in den Köpfen sehr stark verbundenen Persönlichkeiten (Ernst Jünger, Gottfried Benn und Carl Schmitt) trennt. Es zeigt, welche Gemeinsamkeiten auf der Oberfläche die drei großen umstrittenen Geister verbinden, aber noch deutlicher wird, welche tatsächlichen Unterschiede die drei trennen. Nur so können diese unglaublich spannenden Jahrzehnte und die facettenreichen Gruppierungen und Gedanken des 20. Jahrhunderts verstanden werden. Besonders interessant ist dieser Aspekt aus der Sicht der ungarischen Benn-Forschung. Gottfried Benn wird in Ungarn kaum in der Perspektive der konservativ revolutionären Bewegung beschrieben. Die Rezeption solcher Werke ist also beson-

ders lehrreich und weiterführend für den ungarischen Leser, dem die Vielschichtigkeit und Vielseitigkeit der rechten politischen Strömungen der deutschen Zwischenkriegszeit nur sehr sporadisch bekannt sind.

Der ästhetische Wert des Bennschen Werkes ist seit längerem unbestritten, wobei seine Person, seine Tätigkeit als Autor, Denker und Mensch bis heute äußerst strittig ist. Lethens Buch macht Benn nicht „unbestrittener“, es macht aber verständlich, wieso es immer wieder Intellektuelle gibt, die über ihn debattieren. Es macht verständlich, wieso manche Benn wie eine Ikone bewundern und seine Fehlentscheidungen vielleicht etwas zu schnell entschuldigen, während andere, seine Werke missachtend, nur den Wegbereiter und Komplizen Hitlers in ihm

sehen wollen. Beide Wege sind mit Sicherheit falsch, und diese Sichtweise bestärkt Lethen, indem er sowohl den Gegnern als auch den Verehrern Benns neue Perspektiven eröffnet, einander zu verstehen.

„Ich persönlich finde an einem Autor, der mich fesselt, gerade das Biologisch-Familiäre sehr interessant“ (S. 266) – schreibt Benn an Armin Mohler im Jahre 1950. Das Buch von Helmut Lethen gibt sowohl das Familiäre, als auch das Geistliche Gottfried Benns wieder, ohne dass man sich gleich in einem Ossarium fühlen würde. Durch diese Arbeit kann sich der Leser nicht nur über den Dichter Gottfried Benn, sondern – was ja deutlich mehr ist – auch über „seine Zeit“ ein Bild machen.

Zoltán Szalai (Budapest)

Miladinović-Zalaznik, Mira; Motzan, Peter; Sienerth, Stefan (Hg.):
Benachrichtigen und vermitteln. Deutschsprachige Presse und
Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20.
Jahrhundert. München: IKGS Verlag, 2007 (Veröffentlichung des
Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas,
Wissenschaftliche Reihe, Bd. 110). 452 S.

Der vorliegende Sammelband geht aus einer Fachtagung über die deutschsprachige Presselandschaft Südosteuropas in Strunjan (Slowenien) im Jahre 2004 hervor, die in Zusammenarbeit des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS) und der Abteilung für Germanistik der Universität Ljubljana/

Laibach organisiert wurde. Die internationale Zusammenarbeit deutscher, slowenischer, kroatischer, serbischer, österreichischer, rumänischer, ungarischer und slowakischer Germanisten ermöglichte die Präsentation und die sozialgeschichtlich, kulturhistorisch sowie literaturwissenschaftlich fundierte Analyse der Presseerzeugnisse der Region. Der recht umfangreiche Sam-

melband strebt die Bestandsaufnahme der Presseprodukte, die Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse, die wissenschaftliche Wertung der Periodika und die Bearbeitung der Kontakte zu den unterschiedlichen Nationalkulturen an. Die 22 wissenschaftlichen Beiträge lassen Tendenzen in der Geschichte der Presse erkennen. Aus den 22 Beiträgen sollen nun vier dargestellt werden, zwei mit Bezug auf Ungarn, weitere zwei mit Bezug auf Rumänien. Durch diese Auswahl sollen alle historischen Etappen umrissen werden und auf die Unterschiede und Schwierigkeiten im historischen Kontext Bezug genommen werden. Der Band ist letztendlich viel mehr als die Summe ihrer Beiträge.

Der ‚polyethnische Kulturraum‘ wird in diesem Forschungsband in drei Einheiten – als Mikroregionen mit unterschiedlichen Entwicklungstendenzen – vorgestellt: Als südslawischer, rumänischer, ungarisch-slowakischer Raum nimmt er Gestalt an und dient als Grundlage der Einteilung der veröffentlichten Beiträge. Die wichtigste Funktion, die die Geschichte der deutschen Presse bestimmt hat, war ihre kulturelle Vermittlerrolle. Diese wird durch *Peter Motzans* Profilskizze über das „Czernowitzer Tagblatt“ („Links, wo das Herz schlägt“) veranschaulicht, die die recht problematische Geschichte der Bukowina unter die Lupe nimmt. Die historischen Traditionen des interethnischen Zusammenlebens sind besonders in der Bukowina tief verwurzelt. Als das „Czernowitzer Tagblatt“ erschien (1935), hat sich die rumänische Wirtschaft schon nach der

Weltwirtschaftskrise einigermaßen erholt. Die politische Lage ist durch das Festhalten an dem einheitlichen Nationalstaat und an dem Aufrechterhalten des Status quo zu charakterisieren. Die Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie hat die Benutzung der deutschen Sprache in den Nachfolgestaaten nicht beeinträchtigt, das Deutsche blieb weiterhin Ausdrucksmedium des Czernowitzer Judentums. Bei der Charakterisierung des kulturellen Lebens zeugen die Berichte des „Czernowitzer Tagblattes“ von einem produktiven Miteinander der Angehörigen der Minderheiten: Rumänische, ukrainische, deutsche, polnische, jüdische Künstler werden auf gleiche Weise vorgestellt. Eingang fand ins „Czernowitzer Tagblatt“ auch die deutschsprachige Exilliteratur.

Eduard Schneider thematisiert in seinem Beitrag die literarischen Entfaltungsmöglichkeiten in den Jahren des real existierenden Sozialismus. Der jüngsten Autorengeneration der „Neuen Literatur“ gelang nämlich in den 1970er Jahren in der Sozialistischen Republik Rumänien eine literarische Erneuerung (gegenüber den Dogmen der kommunistischen Literaturproduktion) und dadurch die Sensibilisierung der rumäniendeutschen Öffentlichkeit für Fragen der Literatur. Der literarische Neuansatz der Aktionsgruppe Banat konnte das ideologische ‚Tauwetter‘ nutzen, es wurden vorteilhafte Rahmenbedingungen für die deutschen Minderheitenkulturen geschaffen, die auch über die Grenze Rumäniens hinweg rezipiert und geschätzt wurden. Durch Experimente in der Lyrik gelang dieser

Generation ein Anschluss an den deutschen Literaturbetrieb.

Die deutsche Presselandschaft Ungarns ist durch zwei wissenschaftliche Beiträge vertreten: durch den Bericht *Zoltán Szendis* über die „Fünfkirchner Zeitung“ und durch *András F. Baloghs* Beitrag über den „Pester Lloyd“. *Szendis* informiert über das Bestehen eines deutschsprachigen Presseprodukts in Pécs/Fünfkirchen, das sicherlich in die Fülle der Periodika und Zeitungen des Landes passt. *Balogh* behandelt in seinem Beitrag über den „Pester Lloyd“ die letzten Erscheinungsjahre – zur Zeit des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges. Sehr viele bekannte ungarische Schriftsteller waren gleichzeitig Pester Lloyd-Korrespondenten, so ist in der Literaturvermittlung sowohl Ungarisches als auch Deutsches aufzuweisen. Aus *Baloghs* Ausführung wird ersichtlich, dass der „Pester Lloyd“ auch das Sprachrohr der zu vermittelnden ungarischen und deutschen Kultur war.

Aus den Beiträgen geht hervor, dass das Vorhandensein und die aktive Nutzung der deutschen Sprache in Ostmittel- und Südosteuropa bis zur Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie durch das Staatsgefüge dieses Vielvölkerstaates mit dem Zentrum Wien ein natürliches Phänomen ist. Danach ist die aktive Nutzung des Deutschen durch die geographischen Räume und Regionen mit deutschsprachiger Minderheit zu begründen. Den Herausgebern und Autoren des Bandes ist das selbst gesetzte Ziel der Bestandsaufnahme sehr gut gelungen: Er bietet einen ansprechend präsentierten und wissen-

schaftlich fundierten Einblick in die Presselandschaft Ostmittel- und Südosteuropas.

Wie die Aufsätze belegen, wird der Assimilierungsprozess in jeder Region durch das Aufkommen der Bestrebungen des Zustandbringens einer Staatsnation beschleunigt, in dieser Hinsicht konnte sich dann die deutsche Sprache als Vermittlerin der deutschen (deutschsprachigen) Kultur nicht mehr lange halten: Das Einstellen vieler deutschsprachiger Periodika hängt (v.a. am Anfang des 20. Jahrhunderts) mit der Übernahme der Kultur der Mehrheitsnation im multiethnischen Gebiet als Leitkultur zusammen. Sehr oft sind die Autoren und Zeitungsherausgeber mehrsprachig, d.h. sehr oft bewegen sie sich in mehreren Sprachen ganz natürlich.

Festgestellt wird im Band auch das Festhalten der Minderheitenkultur – auch der deutschen Kultur – an Heimatbekenntnissen, Abhandlungen über das Volksleben, und an volkskundlichen Beiträgen: Diese identitätsstärkenden Faktoren sollen innerhalb der Assimilationsprozesse die Standhaftigkeit der Volksgruppe sichern. Die nach der Auflösung der Donaumonarchie erschienenen Zeitungen Ostmittel- und Südosteuropas müssen als Bekenntnis der tiefen Verbundenheit mit der deutschen Sprache betrachtet werden. Nicht in jedem Fall kann und muss über eine thematisch minderheitenbezogene Zeitung die Rede sein, jedoch ist sie ein identitätsbildender Faktor, sei es als Sprachrohr des deutschsprachigen Judentums oder der deutschen Minderheit.

Dieser Sammelband liefert die Grundlage zu weiteren Forschungen. Sein Wert liegt vor allem darin, dass er viele wissenschaftliche Erkenntnisse bezüglich dieser Presselandschaft zusammenfasst. Zu begrüßen ist das Bestreben, ein in seiner kulturellen Vielfalt doch Gemeinsamkeiten lieferndes Panorama vorstellen zu wollen, und

der Charakter der Bestandsaufnahme, welcher das Phänomen der regionalen Unterschiedlichkeit ganzheitlich auffasst. Der fächerübergreifende, interdisziplinäre Ansatz macht den Sammelband für eine Reihe von Wissenschaftszweigen interessant.

Angela Korb (Budapest)

Mitterbauer, Helga; Balogh, András F. (Hg.): Zentraleuropa. Ein hybrider Kommunikationsraum. Wien: Praesens, 2006. 311 S.

Die niederländische Kunsthistorikerin und Narratologin Mieke Bal beruft sich in ihrer neueren Arbeit zur Kulturanalyse und zur Theorie der wandernden Begriffe („travelling concepts“) nicht ohne Grund auch auf den Terminus Hybridität, um die „Wanderschaft“ der Begriffe durch Fachbereiche, Kontexte und Perioden zu veranschaulichen. *Hybrid, Hybridität, Hybridisierung* sind ursprünglich Ausdrücke aus der Biologie und Ethnologie, die bereits in Verbindung mit Bachtins Überlegungen zur Dialogizität und Polyphonie von Romanen metaphorisch verstanden und im Kontext der Postkolonialismustheorien und der Diskussion um die kulturwissenschaftliche Umorientierung philologischer Fächer zu kulturtheoretischen Leitbegriffen umgedeutet wurden. Einen produktiven Wandel in dieser „Wanderschaft“ des Begriffes brachte nicht nur die metaphorische Ausweitung der Bedeutungen von Hybridität (ihre Anwendung auf literarische Texte oder kulturelle Misch-

formen), welche die intertextuelle Verbindung von der Redevielfalt explizit narrativer, literarischer Texte mit der Pluralität persönlicher und kollektiver Identitäten erlaubt. Entscheidender ist die Überschreitung der in den Begriffen der Hybridität und Polyphonie implizierten binären Oppositionen durch die Ablösung der Grenzziehung *zwischen* ihnen durch jene *innerhalb* der sprachlichen Repräsentation. Durch die Rekonzeptualisierung von Hybridität als innerkulturelle oder innersprachliche Erscheinung werden kulturelle Alteritätsphänomene mit der poststrukturalistischen Fragestellung nach dem Verhältnis der Sprache zum Repräsentierten verbunden: Literarische Texte sind als Austragungsorte innerkultureller Differenzen, als Überschneidungsräume der Begegnung vom Fremden und Eigenen anzusehen.

Im Tagungsband, wie auch an der ihm zugrunde liegenden Jahrestagung des literatur- und kulturwissenschaftlichen Komitees der Österreichischen

und Ungarischen Akademie der Wissenschaften (Wien, September 2005), wurde der Versuch unternommen, theoretische Konzepte, Ursachen und Hintergründe des Phänomens Hybridität im zentraleuropäischen Kommunikationsraum sowie die Vernetzung der kulturellen Kommunikation zwischen Autoren, literarisch-künstlerischen Bewegungen und Nationen näher zu betrachten. Den Bedeutungsfeldern des Begriffes Hybridität ähnlich, sind die 18 Beiträge von NachwuchswissenschaftlerInnen und prominenten VertreterInnen der deutschsprachigen Literatur- und Kulturwissenschaft aus Österreich, Ungarn, Rumänien und Kroatien nicht nur interdisziplinär konzipiert, sondern auch ausgesprochen „hybrid“, was die theoretisch-methodologischen Prämissen, die Interpretationen der Hybridität (als Mehrsprachigkeit, als Pluralität in der Narratologie, als historischer Kontext, als biographische Erfahrung) betrifft.

Helga Mitterbauers einleitender Grundbeitrag gibt einen präzisen Überblick über gängige Konzepte und Positionen in der einschlägigen anglo-amerikanischen und frankophonen Forschung. So geht sie auch auf Homi Bhabhas Hybriditätskonzept, auf seine Vorstellungen von dem Dritten Raum („third space“) und von der Nation als imaginatives Konstrukt ein. Eingeführt werden ferner die Konzepte des Métissage, der Kreolität, des Rhizoms, Ulf Hannerz' Idee der Weltkultur und Arjun Appadurais Diskussion kultureller Flüsse. Die Relevanz dieses Forschungsfeldes für den zentraleuropäischen Kommunikationsraum soll

auch Mitterbauers Analyse der Wiener Moderne und der Multiperspektivität einer Wochenzeitung des Wiener Fin de Siècle nachweisen.

Der Aufsatz von *Szilvia Ritz* geht auf die in der Diskursgeschichte einer „Österreichischen Literatur“ wiederholte Gretchenfrage „Gibt es sie? Gibt es sie nicht?“ ein und sie rekapituliert die relevantesten, einander nicht selten diametral entgegen gesetzten, Positionen in dem Diskurs über die Existenzberechtigung einer eigenständigen österreichischen Literatur. So widmet sie sich den kanonisierten literaturgeschichtlichen Darstellungen, den Ansätzen und Argumentationen von Klaus Zeyringer, Johannes Anderegg, Joseph P. Strelka, Claudio Magris, Herbert Zeman und Wendelin Schmidt-Dengler. Der Zusammenhang zwischen literarischem Erzählen und nationaler Verortung, die Strukturen, die den Diskursverlauf über die „Österreichische Literatur“ regeln, die Funktionen der Imagination und Tradition für die Konzeption der Nationalliteratur gehören jedoch nicht zu ihrem Gegenstand.

Emil Hargittay hebt in der Tätigkeit von Péter Pázmány, des Jesuitenmönchs und Erzbischofs von Gran, jene integrativen Züge, jene Bemühungen um sprachliche, religiöse, gesellschaftliche und politische Integration hervor, die in der ungarischen Geschichtsschreibung und in der Sekundärliteratur zu Pázmány bisher unbeachtet blieben. Nach der kanonischen Interpretation gehört nämlich Pázmány eindeutig zur konfessionellen Opposition zur Zeit der Gegenreformation und der katholischen

Restauration. Er förderte aber auch den Gebrauch der slowakischen Volkssprache, plädierte für die Gewährung der Religionsfreiheit und legte als ökumenischer Denker in seinem Grundwerk „Wegweiser“ das Gemeinsame in der protestantischen und katholischen Auffassung dar.

Dem durch das Scheitern der Reformen Josephs II. ausgelösten josephinischen Trauma und seinen zeitgenössischen Bewältigungsstrategien widmet sich der Beitrag von *Franz Fillafer*. Die Traumatisierung führte, so seine These, zu einer langfristigen Krise der Identifikation mit der Aufklärung, die auch als Synonym für die josephinischen Anmaßungen abgelehnt wurde. Fillafer fokussiert auf die Paradoxa der Identifikation mit der josephinischen Aufklärung nach 1790 und hebt die gedächtnisgeschichtliche Relevanz der Aufklärung in der Habsburgermonarchie für sämtliche Nachfolgestaaten hervor.

Der Beitrag von *Mária Rózsa* gewährt einen Überblick über die deutschsprachige Presse des Vormärz in den drei Donauhauptstädten Wien, Pressburg und Pest-Buda. Als wichtigste Medientypen der Zeit untersucht sie die politische Haltung, die Zensurbestimmungen, die Rubriken der politischen Zeitungen, Gesellschaftsblätter, Revuen und literarischen Zeitschriften, belletristischen Periodika und die rege Kooperation zwischen den Redaktionen in Wien, Pressburg und Pest-Buda. *Orsolya Bubryák* lenkt anschließend den Blick auf das anachronistische Mäzenatenprogramm des Grafen Georg Leopold Erdödy im Zeichen des

Ahnenkults. In ihrer Analyse dieser künstlerischen Formensprache sowie des historischen Kontextes dieser Legitimierungsprozesse geht sie auch auf die Konstruktionsmechanismen der glorreichen Vergangenheit bei anderen Adelsgeschlechtern ein.

Mihály Szívós analysiert in seinem Beitrag die Geschichte der Differenzziehung zwischen der „moralischen Welt des Werkes und der des Verfassers“ vom Altertum an (bereits dieser Anspruch verunmöglicht allerdings jene textnahe Erschließung narratologischer Komplexität, die der Titel verspricht). In Petőfis Dichtung untersucht er die Einheit zwischen Text und Verfasser, um dann durch Querverweise auf die Sprachkrise (Hofmannsthal) und Walt Whitman die „Vervielfältigung“ des lyrischen und auktorialen Ichs u.a. bei Ady, Pessoa und Attila József zu erläutern.

Auch *István Fried* nimmt Textbeispiele aus der ungarischen Literatur, denn er widmet sich den „Arbeitstagebüchern“ von Sándor Márai und Imre Kertész. Márai erlebte während der Emigration den Sprach- und Persönlichkeitsverlust konkret; seine Tagebücher sind nicht nur Epochendokumente, sondern sie erfüllen auch eine Memoiren-Funktion. Kertész setzt in seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen, so Fried, Márai fort, da er „die Identitäts- und Sprachkrise einerseits aus der von ihm Schicksallosigkeit genannten ‚Perspektive‘, andererseits innerhalb des ironisch behandelten Problemkreises der Autorschaft, der Handlungs- und Fiktionsgestaltung betrachtet“ (196). Die behandelten Texte

erfüllen die traditionellen Erwartungen an Schriftstellertagebücher nicht: Sie wurden belletristisch konstruiert, enthalten reflexive Stellen, romanhafte Episoden mit komplexer Handhabung der Zeit und thematisieren die sprachliche Erschaffbarkeit der Identität als Problem und Aufgabe.

Ausgehend von Homi Bhabhas Hybriditätskonzept analysiert *Zita Veit* Übersetzungen ungarischer Bühnenwerke in Wien nach dem Ausgleich, d.h. die kulturelle und politische Vermittlungstätigkeit des Wiener Verlegers, Schriftstellers und Übersetzers Leopold Rosner. Literarische Übersetzungen sind eine Form von Machtausübung, die Verleger sind Konstrukteure von Kulturen (so ihre Thesen) und in Anlehnung an Bourdieu sind auch alle Akteure und das literarische Feld im Kontext dieser Macht zu untersuchen. Ebenfalls die übersetzerische Tätigkeit, die Vermittlung österreichischer Literatur in Ungarn und Rumänien, wird im Beitrag von *Enikő Gocsmán* über Zoltán Franyós Übersetzungen im österreichisch-ungarischen Kontaktfeld des 20. Jahrhunderts erläutert. Sie überblickt die literarische und übersetzerische Tätigkeit, die persönlichen und literarischen Österreich-Beziehungen des zweisprachigen Intellektuellen Franyó, der als rumänischer Staatsbürger zwei Minderheiten, die ungarische und die deutsche, vertrat und sich für einen überzeugten Europäer hielt.

Milka Car lenkt den Blick auf die Tätigkeit Stjepan Miletic', der mit Hilfe deutschsprachiger Theatertheoretiker und -praktiker zur Etablierung des kroatischen Theaterinstituts beitrug.

Die Situation des Zagreber Theaters in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verortet *Car* im Spannungsfeld zwischen Tradition und Erneuerung: Miletic' versuchte, die nationale Tradition, die Konstruktion nationaler Identität im Medium des (Zagreber) Nationaltheaters mit innovativen Bestrebungen nach ästhetischer Autonomie in Einklang zu bringen.

Stefan Simoneks Beitrag widmet sich den metasprachlichen, marginalen und karnevalisierten Lektürepraktiken des Stadtexts Wien um 1900. Er geht auf die Pluralität des urbanen Raums als Text in vergleichenden Analysen von jeweils einem deutschsprachigen Autor der Wiener Moderne und einem Vertreter der slawischen Moderne ein. Die textnahe Interpretation von Werken von Hofmannsthal und Josef Svatoopluk Machars, Schnitzlers und Ivan Cankars, Felix Saltens und Tadeusz Rittners erläutern drei Lektürepraktiken des Stadtexts, die sich mit den gleichen, dem Zeichenreservoir der Großstadt bereitgestellten Kodes auseinandersetzen.

Dem Forschungsthema Großstadt, dem topographischen Blick auf den zentraleuropäischen kulturellen Raum widmen sich auch die meisten Beiträge des vierten Abschnitts. *Szilvia Kovács'* Analyse des Bildbandes „Kaiserliches Wien – königliches Budapest“ ergänzt die in ihrem Beitrag vorgestellten theoretischen Diskussionen über die topographische Wende der Kulturwissenschaften, über die Lesbarkeit der Stadt als Text, als praktisches Interpretationsbeispiel. Das Stadtgeflecht ist, auch wenn es nicht primär schriftlich

oder sprachlich existiert, eine Textur, ein diskursives Konstrukt, das infolge kultureller Interaktion und durch visuelle, textuelle Repräsentationen entsteht und mit semiotischen, rhetorischen und archäologischen Interpretationsmustern gedeutet werden kann.

Eva Tropper geht, Szilvia Kovács ähnlich, von dem „spatial turn“ und von der These aus, dass Bilder und Fotos den Raum nicht abbilden, sondern performativ mitkonstruieren. Sie untersucht in diesem Kontext den sozialen Gebrauch der Ansichtskarten um 1900, die als Reaktionen auf eine neue Erfahrung von Räumlichkeit, auf die Überwindung räumlicher Grenzen in einer standardisierten postalischen Kommunikation zu deuten sind.

Hajnalka Nagy thematisiert in ihren Ausführungen nicht nur die monarchische Topographie, sondern eher die Metaphorik des Körpers und die Funktion des Namens bzw. der Namenlosigkeit ausgewählter Figuren in Bachmanns Werk. Dabei geht sie auf jene Hybridität von Schrift, Sprache, Weltsicht und Revolte ein, die ihrer These nach bei Bachmann dekonstruiert werden.

Ausgehend von Jürgen Links Überlegungen zur Literaturanalyse als Interdiskursanalyse erläutert *Eszter Propsz* die identitätsstiftende Funktion von Texten der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. Am Beispiel von textnahen Interpretationen argumentiert sie für die Öffnung des Kommunikationsraumes „ungarndeutsche Gegenwartsliteratur“ durch die Bewusstmachung der Kommunikation zwischen den diesem Raum zugeordneten

deutschsprachigen Texten und den ungarndeutsche Identitätsvorlagen konstruierenden ungarischsprachigen Texten. Unter anderem auch auf einen, von *Eszter Propsz* als Beispiel für die diskursive Position des „Schicksalstragenden“ analysierten Text, nämlich auf Márton Kalász' „Winterlamm“, geht auch *András F. Balogh* ein, dessen Beitrag sich den Begriffen der Heimat, der (regionalen, nationalen, europäischen) Identität und der Hybridität in Texten von György Konrád, Imre Kertész, Péter Esterházy, Pál Bodor, Valeria Koch und Péter Nádas widmet. Er lenkt die Perspektive auch auf die historischen Erfahrungen im Kontext jener kulturellen Phänomene (wie dem Legitimationsschwund der großen Schlüsselerzählung der Nation und des Nationalstaates), die in den interpretierten literarischen Texten problematisiert werden, und die zweifelsohne auch auf den medialen Wechsel und ihre Konsequenzen auf die Denkstrukturen, die Konstruktionsweisen von Identitäten zurückzuführen sind.

Der eingängige Beitrag von *Erzsébet Berta* wirft schließlich einen kritischen Blick auf die Wechselbezüge zwischen dekonstruktivistischer Philosophie und dekonstruktivistischer Architekturtheorie und -praxis. Basierend auf Peter Eisenman, Wolfgang Welsch, Derrida und Heidegger legt sie die Beurteilung des Dekonstruktivismus als Architekturprogramm und unterschiedliche architektonische Weltentwürfe (das Architekturvokabular philosophischer Denkmodelle) offen. Sie setzt sich dabei auch mit dem Ziel der Dekonstruktivisten und mit der

heutigen Stellung der Architektur als Denkfigur einer metaphysischen Weltkonstruktion auseinander. Schlussendlich geht sie – dem einleitenden theoretischen Beitrag ähnlich – auch auf ein

Wiener Beispiel, nämlich auf die Stereotype und Paradoxa der städtischen Architektur Wiens ein.

Eszter Pabis (Debrecen)

Mitterbauer, Helga; Ritz, Szilvia (Hg.): Kollektive und individuelle Identität in Österreich und Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg. Wien: Praesens, 2007. 216 S.

„Beiläufig gesprochen: Von *zwei* Dingen zu sagen, sie seien identisch, ist ein Unsinn, und von *Einem* zu sagen, es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts.“ Wittgensteins leichtfüßige Mahnung im „Tractatus logico-philosophicus“ (5.5303), auch wenn sie im sprachphilosophischen Kontext hervorgebracht wurde, erlangt ihre Gültigkeit besonders angesichts laufender kulturwissenschaftlicher Studienproduktion: Wohl kaum ein zweiter Themenbereich inspirierte in solchem Maße die verschiedensten Sparten der Forschung wie jener der Identität. Angesprochener Umstand kann sowohl differenzierte Einblicke in literatur- oder kulturhistorische Fragestellungen begünstigen wie auch zu ungenauen Begriffsverwendungen verleiten. Der Tagungsband, der aus einem bilateralen Projekt der Budapester Károli Gáspár Reformierten Universität und der Karl-Franzens-Universität Graz hervorgegangen ist, liefert in seinen zwölf Beiträgen genügend Zeugnisse für beide Optionen.

Im Dickicht des Identitätsdiskurses wird hier allerdings eine Fährte einge-

schlagen, die sich als roter Faden und somit auch als Hilfsinstrument durch die Einzelstudien zieht: Eine Kombination von Konzepten, die einerseits aus einer wie auch immer definierten Identitätssetzung und andererseits aus Thesen zur Erinnerungskonstruktion Assmann'scher Prägung besteht, dient der genaueren Absteckung eines auch zeitlich begrenzten Analysebereichs, der zudem wie geschaffen ist, sich ausdrücklich der Frage anzunehmen, wie nach dem Ersten Weltkrieg die persönliche Zugehörigkeit zu einer (postulierten) Nation zu definieren wäre. Dabei scheint symptomatisch zu sein, dass die jeweiligen Auseinandersetzungen meist mit harten Oppositionen arbeiten, d.h. auf solche Muster angewiesen sind, in denen eine wie auch immer geartete Identifikation stets als Ablösung oder Entfernung von etwas Gegengesetztem sichtbar wird.

Die Beiträge, die im Band in einer chronologischen Reihenfolge angeordnet sind, lassen sich in literaturhistorische, historiografische und pressegeschichtliche Abrisse unterteilen. Die wohl umsichtigste literaturgeschicht-

liche Analyse wird dabei von *Alexandra Millner* geliefert, die anhand der Schriften von Roda Roda und Wilma von Vukelich, zwei aus Slawonien stammenden Autorinnen, gerade jene Fallen evident macht, die von einer Zusammenführung von biografischen, durch den multiethnischen Hintergrund vorgezeichneten Details und dem konkreten schriftstellerischen Text bereit gestellt werden können. Zwei konträre Monarchiebilder sind hier nämlich am Werk, die jeweils in krassem Gegensatz zum eigenen Lebensweg entworfen wurden. Den Wandlungen von symbolträchtigen oder als solche instrumentalisierten Akteuren der Geschichte gehen *Szilvia Ritz* und *Péter Varga* in ihren Studien nach: Zwei Lustspiele Franz Molnárs, die einerseits Napoleon, andererseits Kaiser Franz Joseph I. als emblematische, binäre Oppositionen bereit stellende Figuren aktivieren, werden von *Ritz* für die dramaturgischen Konstellationen als identifikatorische Eckpunkte ausgewiesen, wobei unnötig stark auf die Assmann'schen Gedächtniskategorien rekurriert wird. In seiner textnahen, motivisch orientierten Kurzlektüre verfolgt *Varga* die ambivalenten Implikationen des in Andreas Latzkos Erzählung expressionistisch eingesetzten Rákóczi-Marsches und zwar vor der Folie des in seiner Symbolkraft vergleichbaren Radetzki-Marsches: Beide scheinen nach dem Ersten Weltkrieg ihren intendierten patriotisch-nationalen Pathos stark eingebüßt zu haben. Die Schwierigkeiten, die sich aus dem Beharren auf einer strikten Kategorisierung wie Familienidentität vs. nationale

Identität ergeben, werden im Beitrag von *Antonia Opitz* zu den Autobiografien des Ehepaares Károlyi sichtbar: Ohne nämlich die Folgen einer starken und daher auch trügerischen Selbstinszenierung zu beachten, drohen aufgezwungene Zuschreibungen gerade über spezifische, persönliche Strategien hinwegzutäuschen. Von dieser Warte aus erweist sich denn auch *Zsuzsa Bognárs* kritische, sich auf Ricoeur berufende Definition der Identität als tragfähig: Ihr Plädoyer für die raumzeitliche Dynamisierung des Identitätsbegriffs lässt somit zu, in „diaristischen“ und autobiografischen Texten von Béla Balázs die Auflehnung gegen jedwede Identitätsfixierung nachzuvollziehen. Von dem her muss aber der Abschluss des Beitrags, der unerwartet den kaum reflektierten Begriff der Hybridität als Interpretationshilfe einführt, als eher unmotiviert eingestuft werden. An der Schwelle von Literaturgeschichte und ihrer Geschichtsschreibung lässt sich die essayistisch gestimmte Studie *Alice Bolterauers* zur Kaffeehausliteratur und dem von ihr evozierten Österreichbild verorten, die zugleich ein beredtes Zeugnis dafür ablegt, wie einprägsam gewisse stereotypisierte, von der Literaturgeschichtsschreibung selbst produzierte Begriffe fungieren können. Denn hier wird weder das Fremdbild Österreichs aufgedeckt noch eine tiefere Einsicht in die sog. und nicht näher definierte Kaffeehausliteratur geboten.

Anita Czeglédy konzentriert sich indessen auf die emblematische Figur von Mihály Babits und dessen „Geschichte der europäischen Literatur“ – ein weitestgehend kanonisiertes

Standardwerk des ungarischen Literaturbetriebs –, der in einer extrem politisierten Zeit mit seinem expliziten Elitarismus und seiner harmlosen, sich humanistischer Parolen bedienenden Schöngestigkeit wohl eher dazu beitrug, ein Bild vom literarischen Elfenbeinturm zu verfestigen. Die von *Czeglédy* anvisierte kulturwissenschaftliche, auf die historisch-politischen Kontexte eingehende Fragestellung hätte sich in diesem Sinne als äußerst fruchtbar erweisen können: Der Drang nach dem Entwurf einer präskriptiven, aber stets mit humanistischer Axiologie argumentierenden Literaturgeschichte hätte vor dem Hintergrund der zeitgenössischen europäischen Geschichte eine konfrontative Analyse in die Wege leiten können. Ähnliches gilt für den Beitrag von *Gábor Ujváry*, der in einem kursorischen Überblick die Wichtigkeit von Wiener Geschichtsforschungsstätten für die ungarische Historiografie herausstellt, wobei ein besonderer Akzent auf die „das nationale Bewusstsein formenden“ Archiveditionen gelegt wird, nicht aber auf jene kulturpolitischen Entscheidungen, die diesen Forschungs- und Editionstätigkeiten zu Grunde liegen.

Ebenfalls vom Umfeld der Trianonverhandlungen ausgehend, stellt *Zoltán Péter* die berechtigte Frage nach der Authentizität von vermeintlich unzensurierter Berichterstattung in der Wiener ungarischen Exilpresse und lässt anhand einzelner exemplarischer Artikel gegenüber eventuellen Konservatismen und der „Borniertheit“ im Kulturreport Kritik aufkommen. Ambivalenzen, die eine Selbstpositionierung

von Exilschriftstellern weitgehend charakterisieren, werden auch im Aufsatz von *Amália Kerekes* in methodologischer Anlehnung an die Konstellationsforschung und am Beispiel des Jahrestages der Räterepublik 1924 nachvollzogen: Wie die einschlägigen publizistischen Produkte und ihr Umfeld nahe legen, erwies sich der erwähnte Anlass weder als Grundlage für eine retrospektive Erinnerungskonstruktion noch für ein mit (inter)nationalen Zukunftsvisionen aufwartendes Projekt. Klare Verhältnisse werden indessen in *Helga Mitterbauers* Streifzug durch die deutschsprachigen politischen Feuilletons der Jahre 1918-1920 geschildert: Die Rekonstruktion von Strategien, die einerseits in den unmittelbaren Nachkriegsmonaten, andererseits nach den Versailler Verträgen für die Nationenbildung publizistisch eingesetzt werden, zeigt die tagespolitisch bedingte, krass polarisierte und daher nachvollziehbare Variabilität von Identitätswürfen. Eben solchen, durch Aktualitätsbezüge beeinflussten Wandlungen versucht *Beatrix Müller-Kampel* in ihrem anregenden Beitrag zur Person Bertha von Suttners auf die Spur zu kommen. Während die Schwachstellen von Suttners Friedensbemühungen in den zeitgenössischen Witzblattkarikaturen bloßgestellt und später tagespolitisch instrumentalisiert werden, lassen die rezeptiven Linien nach dem Zweiten Weltkrieg eine abgeflachte, weil z.T. kommerzialisierte Integration des Suttner-Bildes in der Öffentlichkeit erkennen. Auch wenn von *Müller-Kampel* eine eher idealisierte Einbindung von Suttners in den öffentlichen

Diskurs eingefordert wird, zeigt der Aufsatz, in welchen institutionellen und kulturpolitischen Feldern die Symbolkraft von historischen Akteuren ausgelotet wird.

Angesichts der Vielfältigkeit der Beiträge und ihrer Resultate erweisen sich somit ‚nationale Identität‘ und ‚Erinnerungskonstruktion‘ als Begriffe, die stark revisionsbedürftig sind, oder

denen zumindest mit umsichtiger Kritik zu begegnen ist: Gerade die Grundeigenschaft des Tagungsbandes, nämlich dass es sich um eine Sammlung von Fallbeispielen handelt, lässt die Forderung nach Relativierungen und Kontextualisierungen von einschlägigen Begriffen berechtigt erscheinen.

Katalin Teller (Budapest)

Neuland, Eva (Hg.): Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang, 2006 (Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge. Bd. 4. Hrsg. v. Eva Neuland). 565 S.

Der Band „Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht“ stellt eine umfassende Sammlung von Beiträgen zu den Themenfeldern Norm, Variation und Wandel im heutigen Deutsch dar. Der Forderung nach Interdisziplinarität, die aus dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskurs nicht mehr wegzudenken ist, wird der Sammelband dadurch gerecht, dass er u.a. pragmatische, textlinguistische und soziolinguistische Aspekte im Kontext des Sprachunterrichts vereint. Die Berechtigung einer derartigen Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex kann unter Berücksichtigung der Dynamik und Komplexität der Sprachentwicklung im heutigen Deutsch und deren unverzichtbarer Vermittlung im Sprachunterricht nicht bezweifelt werden.

Die Ansätze der traditionellen Varietätenlinguistik sind – wie es die

Herausgeberin in der Einführung formuliert – weit überholt. Nicht zuletzt aus dem Grund, weil durch spezifische Verschiebungen im Varietätensystem eine strikte und allgemeingültige Zuordnung und „stabile Funktionsteilung zwischen einzelnen Varietäten“ (S. 10) nicht möglich ist. Dieser Umstand stellt Didaktiker, Entwickler und Evaluatoren von Curricula, Lehrende und Lernende vor große Herausforderungen. Das Festhalten an einem homogenen Sprachbegriff kann in diesem Zusammenhang nur auf Irrwege führen. Dennoch scheinen sich Plurizentrität, Regionalität, Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der Didaktik nur mit Verzögerungen zu etablieren.

Die übersichtliche Struktur bzw. Gliederung des Bandes liefert erste Anhaltspunkte für die Orientierung in diesem komplexen, vielschichtigen

Feld. Die 36 Beiträge gruppieren sich um drei thematische Schwerpunkte: I. „Sprachenvielfalt und Mehrsprachigkeit“, II. „Norm, Variation und Wandel im heutigen Deutsch: ausgewählte Gegenstandsfelder“ und III. „Norm, Variation und Wandel im Deutschen: unterrichtsbezogene Anwendungsfelder“.

Im Kapitel I werden Aspekte der Sprachenvielfalt und Mehrsprachigkeit in einem allgemeingültigen Rahmen dargestellt. So stellt etwa *G. Lüdi* die Frage „nach der Vereinbarkeit der europäischen Sprachenvielfalt mit dem Entstehen eines gemeinsamen politischen und ökonomischen Raums“ (S. 31) in den Mittelpunkt seiner Abhandlung. *D. Wolff* sieht die Bedeutung der Beschäftigung und Auseinandersetzung mit der Thematik schlicht darin begründet, dass bei den Menschen Mehrsprachigkeit die Regel und Einzelsprachigkeit eher die Ausnahme sei. Dieses Potenzial natürlicher Mehrsprachigkeit bleibt nach *J. Roche* oft ungenutzt, obwohl „eine Identität durch Differenziertheit und Facettenreichtum eher zu gewinnen als zu verlieren“ (S. 91) hätte.

Kapitel II wird nach den Varietätendimensionen in acht Unterkapitel gegliedert. Dabei wird der gängige Variationsbegriff weiter gefasst. Die häufigen Querbezüge zwischen den Beiträgen spiegeln den Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen den einzelnen Dimensionen wider. Das Unterkapitel 1 behandelt die nationalen Varietäten. *M. Durrell* spricht von einem sprechsprachlichen Register des Deutschen, einer am weitesten ver-

breiteten gesprochenen Varietät, die durch ihren überregionalen und relativ einheitlichen Charakter beim DaF-Unterricht als Ausgangs- und Orientierungspunkt dienen sollte. Zwei Artikel, die jeweils spezifische Situationen in diesem Kontext beschreiben, runden das Kapitel ab. *L. Hofer* unterzieht den Erwerb der Standardsprache in der diglossischen deutschsprachigen Schweiz einer näheren Analyse, während *I. Kühn* die Beschreibung der Sprachsituation aus west- und ostdeutscher Sicht bzw. den Sprachgebrauchswandel in den neuen Bundesländern zum Thema ihres Aufsatzes macht. Im Unterkapitel 2 wird die regionale Dimension der Thematik angesprochen. *J. Macha* stellt linguistisch fassbare, „aktuelle Veränderungstendenzen in den verschiedenen Spielarten regional geprägter Sprache“ (S. 149) vor. Auch wenn er in seinem Schlussabsatz von einer Renaissance im Hinblick auf die Rolle der Mundarten spricht, hat seines Erachtens „eine nachhaltige Kraftübertragung von der kultursymbolischen Aufwertung des Dialekts auf seine Rolle in der alltäglichen Kommunikation [...] jedoch nicht stattgefunden“ (S. 159). Mit ihrer Untersuchung „Sprachliche Variation als Herausforderung für den Deutschunterricht in Osteuropa“ sprechen *N. Berend* und *E. Knipf-Komlósi* ein Thema von höchster Aktualität und praktischer Relevanz im DaF-Unterricht in Osteuropa an. In Anbetracht der Ergebnisse der Befragung von Lehrenden bezüglich ihrer Einstellung und ihrer Reflexionen zum Thema Variation und Varietät ist festzuhalten,

dass ein dringender Nachholbedarf an Registerforschung und reflektierter Behandlung der Variationsfrage besteht. Aber auch der muttersprachliche Deutschunterricht steht noch vor Aufgaben wie der „Entwicklung von Bewusstsein über den besonderen Wert der deutschen Dialekte und dem Aufbau von positiven Spracheinstellungen gegenüber regionalsprachlichem Gebrauch“, wie es *E. Neuland* und *R. Hochholzer* in ihrem Artikel betonen. Unterkapitel 3 ist Themen der soziokulturellen Varietäten bzw. sozialen Stile gewidmet. Vor dem Hintergrund des gesamten Bandes erscheint die Erörterung von *E. Neuland* über die Jugendsprachen als zentral. Diese werden zum Objekt linguistischer Forschung gemacht, um über die Schilderung von allgemeinen und soziokulturellen Merkmalen zu Jugendsprachen als sprachlichem Variationsspektrum zu gelangen. Diese Auseinandersetzung mit dem Thema Jugendsprachen gewährt Einblick in die aktuellen Entwicklungstendenzen der Gegenwartssprache und ist gleichzeitig Voraussetzung für die Entwicklung von lernerorientierten Unterrichtskonzepten und -materialien. Das Unterkapitel „Situative Varietäten, funktionale Stile“ wird mit einem Beitrag von *U. Fix* mit dem Titel „Stil gibt immer etwas zu verstehen – Sprachstile aus pragmatischer Perspektive“ eröffnet. *U. Fix* betrachtet „das Phänomen Stil unter funktionalem und pragmatischem Aspekt“ (S. 257) im besonderen Hinblick darauf, dass der Stil eines Textes Träger von sekundären sozialen Informationen ist. *K. Adamzik* und *E. Neu-*

land erörtern den Beitrag der Textlinguistik zur Gesamthematik bzw. die Impulse der Textlinguistik für den Deutschunterricht. Einem speziellen Stil, dem der Werbung wendet sich *N. Janich* zu. Sie sieht insbesondere in sprachkontrastiven Werbevergleichen, „die auf die kulturelle Prägung von Stilen eingehen und beispielsweise das möglicherweise unterschiedliche Prestige von Varietäten in verschiedenen Kulturen diskutieren“ (S. 285) spannenden und interessanten Stoff für den Sprachunterricht. Bei der Domäne der Fachsprachen (Unterkapitel 5) wird zunächst wieder der gesellschaftliche Rahmen in den Vordergrund gestellt, denn – wie *H-R. Fluck* bemerkt – aufgrund „der zunehmend nationalen wie internationalen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedeutung von Fachsprachen besteht heute ein insgesamt großer fach- und berufsbezogener Sprach- und damit Ausbildungsbedarf in Mutter- und Fremdsprache“ (S. 293). *D. Heller* richtet ihre Aufmerksamkeit auf die Wissenschaftskommunikation und setzt diese einmal mehr in Bezug zur Mehrsprachigkeit. Die Vermittlung einer multilingualen Wissenschaftskommunikation ist die Devise. Der Weg dazu führe über die Untersuchung der „im Wissenschaftsbetrieb etablierten Text- bzw. Diskursarten auf ihre einzelsprachliche Gestaltung hin“ (S. 305), die Herausarbeitung von rhetorisch-stilistischen Merkmalen und die Erfassung deren Funktionalität. Mit Literatursprachen befasst sich das Unterkapitel 6. *A. Betten* postuliert in ihrem Beitrag, dass Literatursprachen als „die am reichsten entfaltete, vor-

bildliche, ästhetische, verfeinerte Form der schriftsprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten“ (S. 336) zu verstehen seien. Um dies zu veranschaulichen, stellt *A. Betten* verschiedene Konzepte von Literatursprache vor. Die detaillierte Analyse eines Gedichts von *C. F. Meyer* bildet die Grundlage des Aufsatzes von *N. R. Wolf*. Es wird gezeigt, wie klangliche, morphologische, syntaktische und lexikalische Mittel miteinander kombiniert ein neues Ganzes, „ein idiomatisiertes sprachliches Zeichen“ (S. 353) höherer Ordnung ergeben. Diese Art von Reflexion liefert einen Beweis par excellence dafür, wie sprachliche Mittel „auf extreme Weise auf ihre wirkungsästhetischen Variationsmöglichkeiten“ (S. 357) geprüft werden. Im engen Zusammenhang damit erörtert *M. Siguan* Probleme des literarischen Übersetzens. Sie sieht auf diesem Feld ein hohes Potenzial für die Förderung von Sprachbewusstheit überhaupt, denn (literarische) „Texte haben nie einen völlig eindeutigen Verstehenshorizont“ (S. 362). So erfordert literarisches Übersetzen ein hohes Maß an Sensibilität für Varianz in allen Dimensionen sowohl in der Quell- als auch in der Zielsprache. Mündlichkeit und Schriftlichkeit spielten bereits in verschiedenen Zusammenhängen eine wichtige Rolle. Im Unterkapitel 7 hält es *Ch. Dürscheid* für elementar, sich zunächst des Unterschiedes zwischen der medialen und der konzeptionellen Dimension des Phänomens bewusst zu werden. Äußerungsformen sind dann in der Regel im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit eingeordnet zu

betrachten. *J. Schwittala* und *R. Betz* unterziehen vor diesem Hintergrund Textsorten an der Schnittstelle von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, wie Zeitungsartikel, Werbeanzeigen, Anrufbeantwortertexte, Dialoge in Fernsehserien, Kabarettmonologe und Internet-Chats einer näheren Betrachtung. All diese (öffentlichen) Textsorten stehen für die Ausgleichsprozesse zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit und sollten darüber hinaus wegen ihres unerschöpflichen Kreativitätspotenzials im Sprachunterricht entsprechende Beachtung finden. Im Unterkapitel 8 werden „Norm und Variation in der Grammatik“ anhand von drei grammatischen Bereichen veranschaulicht. *C. Di Meola* zeigt am Beispiel der präpositionalen Rektion im Deutschen, wie „die normativen Vorgaben dem realen Sprachgebrauch“ (S. 419) gegenüberstehen. Bei seinen Vorschlägen für den Sprachunterricht bekommen die Aspekte Lernprogression und Zielgruppe besonderes Gewicht. Die Diskussion bzw. Einführung von Alternationen in der Rektion sieht er in starker Abhängigkeit von dem Lernerfortschritt und der Lernergruppe. Einen weiteren Aspekt spricht *P. Colliander* an, indem er unter grammatischer Sprachvariation das Phänomen versteht, „dass mit grammatischen Mitteln verschiedene stilistische und stilistisch-pragmatische Wirkungen erzielt werden können unter Aufrechterhaltung des Inhaltspotenzials“ (S. 433). Eine Variation im Grenzbereich von Syntax und Textgrammatik, die Parenthesenbildung, bildet den Schwerpunkt des Beitrags von *A. Greule*. Wieder kommt

die Vernetzung des gesamten Themenfeldes zum Vorschein, indem er bei der Befassung mit der Parenthesenbildung einerseits von „Fragen des Stils, insbesondere des literarischen Stils und seiner Tradition“ (S. 445), andererseits vom Ausgleich zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit ausgeht.

Das Kapitel III behandelt unterrichtsbezogene Anwendungsfelder, den Sprachunterricht und die Sprachvermittlung bzw. die Curriculum- und Lehrwerkkonstruktion. *H.-J. Krumm* plädiert in Bezug auf „Normen, Varietäten und Fehler“ für einen Perspektivenwechsel. Seine Worte könnten als Motto des gesamten Sammelbandes dienen:

Eine häufig immer noch monolinguale und monokulturelle Germanistik muss ihr Fachverständnis weiterentwickeln hin zu einer Wissenschaft, deren Gegenstand die deutsche Sprache in einer vielsprachigen Welt ist, in der auch die Individuen multilinguale und multikulturelle Identität entwickeln. (S. 467)

Dabei werden Lehrenden – wie es *W. Davies* in seinem Aufsatz „Normbewusstheit, Normkenntnis und Normtoleranz von Deutschlehrkräften“ (S. 483) detailliert schildert – Kompetenzen und Verantwortung zugesprochen, denen sie gerecht werden müssen. Dabei tauchen vermehrt Unsicherheiten bezüglich der Auswahl des Lehrmaterials, aber auch der Fehlerbewertung, auf. Vor allem in der Auslandsspracharbeit werden diese in verstärktem Maße beobachtet. *I. Köster* stellt ein Fort-

bildungsprogramm vor, das gerade auf Information und Sensibilisierung auf dem Gegenstandsfeld ausgerichtet ist. Die Berücksichtigung der Sprachvarietäten in den Sprachprüfungen machen Fortbildungsveranstaltungen, wie die hier beschriebenen, zum unersetzbaren Bestandteil der Lehrerbildung, insbesondere im Ausland. Auch wenn die Forderungen hinsichtlich der Thematisierung von Norm und Variation im Sprachunterricht mittlerweile klar formuliert sind, weisen nach *P. Bekes* und *E. Neuland* selbst für den muttersprachlichen Deutschunterricht konzipierte Lehrwerke der neuen Generation beträchtliche Mängel, was die Einbeziehung der Sprachvarianten und des Sprachwandels betrifft, auf. Ergebnisse der neueren linguistischen Forschungen werden lediglich „punktuell, additiv und ohne Kontextuierung und Systematisierung vermittelt“ (S. 522).

Der besprochene Sammelband stellt aufgrund der vielfältigen Sichtweisen auf die Thematik eine ausgesprochene Bereicherung für die aktuelle sprachdidaktische Diskussion dar. Seit der kommunikativen Wende wird der funktional adäquate Sprachgebrauch als oberstes Ziel des Sprachunterrichts angesehen. Worauf der Band aber zusätzlich immer wieder aufmerksam macht, ist, dass Varietäten des Deutschen verstehen lernen „zugleich Wahrnehmung von Differenzqualitäten und Schärfung von Sprach- und Kulturbewusstheit“ (S. 24) bedeutet.

Odett Csepela (Budapest)

Sandig, Barbara: Textstilistik des Deutschen. Berlin, New York: de Gruyter, 2006 (de Gruyter Studienbuch). 584 S.

Die Durchsetzung der pragmatischen Sichtweise in der linguistischen Stilistik in den 70er Jahren ist mit dem Namen von Barbara Sandig bzw. mit ihrer „Stilistik der deutschen Sprache“ (1986) untrennbar verbunden.

In ihrer neuen groß angelegten Monographie „Textstilistik des Deutschen“ entwickelte Sandig – ausgehend von ihrer bisherigen stilistischen Auffassung und vor dem Hintergrund der neuesten Forschungsergebnisse zu Text (Text als Übergangsphänomen zwischen Schriftlichem und Mündlichem, Multimodalität der modernen Texte usw.) und Stil (Gesprächstilistik, Erforschung sozialer Stile im Zusammenhang mit der Herausbildung von neuen sozialen Subgruppierungen) – einen neuen stark (/stärker) textbezogenen theoretischen und methodologischen Ansatz, der einen neuen Paradigmenwechsel in der linguistischen Stilistik signalisiert.

Ihren stiltheoretischen Überlegungen legt die Verfasserin (im Weiteren: Verf.) einen weiten Stilbegriff zu Grunde. Jeder Äußerung – ob mündlich oder schriftlich – wird Stil zugesprochen, und zwar in Relation zum Textmuster und zu den Umständen ihrer Verwendung mit ihrer gesamten materiellen Gestalt. Der Stil gilt als Textphänomen, Stile werden als variierende Textgestaltungen bestimmt. Zu ihrer Beschreibung ist auch die Erfassung der Hintergründe und Umstände solcher Sprachverwendungen (also auch das Textmuster, die Aspekte der Situation

usw.) vonnöten. In diesem Sinne versteht die Verf. ihre Stilistik als holistisch.

Das Ziel dieser neuen Stilistik ist im Sinne der ganzheitlichen Betrachtung deskriptiver Art: „Textbezogene Stilphänomene sollen so einfach, so umfassend, aber auch dem jeweiligen Tun der Beteiligten so angemessen wie möglich beschrieben werden.“ (S. 4). Zur holistischen Stilbeschreibung ist eine Integration und Kombination mehrerer theoretischer Ansätze geeignet. Neben der pragmatisch verstandenen Text(muster)linguistik weist das Buch Züge der ethnomethodologischen Konversationsanalyse bzw. des kognitiven Paradigmas auf.

Die Gliederung des Buches in 7 Kapitel und die Reihenfolge dieser spiegeln folgende Herangehensweise wider:

- vom funktionalen zum formalen Aspekt des Stils: über die Funktionstypen des Stils in Kap. 1 und über die Stilstruktur in Kap. 2,
- von den einzelnen stilrelevanten textexternen und -internen Relationen in Kap. 3, über Stilphänomene der mittleren Ebene des Textes in Kap. 4, bis hin zur Ganzheit des Textes in Kap. 5,
- vom Text(exemplar) ohne intertextuellen Bezug zum Text(exemplar) als Repräsentanten/Realisierung eines Textmusters in Kap. 6.

Die Erörterung der textbezogenen Stilphänomene erfolgt systematisch entlang folgender Dimensionen:

- gleichzeitig aus der Produzenten- und Rezipientenperspektive, d.h. aus der

- Perspektive des Stilherstellens bzw. des Stilverstehens,
- als Elemente der Stilkompetenz, des Stilwissens,
 - vor dem Hintergrund des Stils als prototypisches Konzept,
 - eingebettet in einen historischen und kulturellen Rahmen.

Die generelle Funktion des Stils sieht Sandig (wie schon in der „Stilistik der deutschen Sprache“) in der Einpassung von Kommunikationstypen in die jeweilige Situation und in den Kontext. Mit dem Stil, als einer Art Textgestaltung, können daher alle möglichen Aspekte der Kommunikation, so die Art der Handlungsdurchführung, das Thema, die an der Handlung Beteiligten, ihre Beziehung, Kanal, Medium, Textträger, Einstellungen und Wertungen usw., relevant gemacht werden. Diese Aspekte bilden die Grundlage für die Typisierung des stilistischen Sinns, der die Produzentenperspektive meint. Die Rezipientenperspektive der stilistischen Funktion wird durch die stilistische Wirkung zum Ausdruck gebracht. Es geht dabei um die Wirkung des stilistischen Sinns (nicht des Themas oder des Inhaltes!) auf den Textrezipienten jeweils unter kommunikativen Voraussetzungen. Stilwirkungen müssen nicht unbedingt der Stilabsicht der Textproduzenten entsprechen. Sie sind von der stilistischen Kompetenz, den Überzeugungen und Dispositionen der Rezipienten abhängig. Ein Novum des Buches ist, dass es Sandig trotz der Variabilität und Subjektivität von stilistischen Wirkungen auf überzeugende Weise gelingt, überindividuelle, kollektive Typen von stilistischen

Wirkungen zu erfassen und zu illustrieren. Wissen über Typen des stilistischen Sinns und Stilwirkungen bilden eine wichtige Voraussetzung für das Stilverstehen.

Die Herstellung der stilistischen Funktion i.S. der Interpretation des stilistischen Sinns erfolgt durch den Rezipienten aufgrund der Äußerungsstruktur, d.h. der Stilgestalt in bestimmten Verwendungskontexten. Daher wird in Kap. 2 und 4 der strukturelle Aspekt des Stils unter die Lupe genommen. Strukturell gesehen gilt der Stil als ein Bündel kookkurierender Merkmale. Stilelemente können unterschiedlicher Art sein (sprachlich, paraverbal, nonverbal). Die Stilgestalt bilden Elemente der Ebenen des Sprachsystems (Lexik, Syntax, Lautung, Stilfiguren), aber auch die anderer Zeichensysteme, wie Farben, Graphie, Bilder usw. Darüber hinaus werden die Merkmale der Stilstruktur um globale, textbezogene Merkmale ergänzt, zu denen einerseits allgemeine stilistische Handlungsmuster/-typen bzw. stilistische Verfahren gezählt werden können. Beide lassen sich im Rahmen von Textmerkmalen beschreiben. Die stilistischen Handlungsmuster fasst Sandig als stilistisch relevante Teilhandlungstypen auf, die sich innerhalb größerer Textpassagen äußern und als umfassendes Ganzes interpretiert werden. Der allgemeine stilistische Handlungstyp DURCHFÜHREN beispielsweise begleitet die eigentliche Handlung mit ihrer Textfunktion, reichert sie mit stilistischem Sinn an und macht als solcher die Handlung komplexer, lässt sie erfolgreicher werden. DURCHFÜHREN

meint in diesem Sinne die sprachliche Formulierung, Gestaltung einer Handlung in Relation zu ihrer erwartbaren Durchführung: konventionell oder eben besonders. Der Stil kann also das neutrale Nebenbei oder das Besondere sein, kann mehr oder weniger deutlich markiert sein. Diese beiden Fälle kann Sandig durch das Prototypenkonzept miteinander vereinbaren. Ist der Stil markiert, gilt er als prototypisch, ist er weniger deutlich, gilt er als weniger prototypisch.

Textstilistische Handlungsmuster gelten als Muster für die Stilproduktion und -rezeption in dem Sinne, dass ein jeder stilistischer Handlungstyp, z.B. BEWERTEN, EMOTIONALISIEREN, HERVORHEBEN, mit einem bestimmten Inventar von sehr variablen Stilmerkmalen (Elementen und Verfahren) als Ressource für die Realisierung verknüpft ist, z.B. Märchenstil oder Bibelstil als sog. typisierte Stile.

Stilistische Verfahren lassen sich als stilstrukturbildende Verfahren beschreiben, die von vornherein nicht mit einer bestimmten Funktion verbunden sind, z.B. ABWEICHEN, VERDICHTEN. Sie können auf verschiedenen Ebenen beschrieben werden, z.B. die Formen des ABWEICHENS auf der graphischen, morphologischen, lexikalischen Ebene usw., und legen je nach dem textuellen Rahmen einen anderen stilistischen Sinn nahe. Kenntnisse über Typen von Stilelementen, über stilistische Handlungsmuster und Verfahren ermöglichen sowohl Stilherstellen als auch Stilverstehen.

Die Gesamtheit solcher Merkmale der Stilstruktur wird als bedeutsame

Gestalt interpretiert. Sie ist lediglich eine Grundlage der Stilinterpretation. Es ist auch wichtig, in welchem kommunikativen Gesamtrahmen, in welchen textexternen (d.h. auf die Handelnden und auf die Handlungsumstände bzw. auf das soziokulturelle Umfeld bezogenen) und textinternen (d.h. auf die Handlung bezogenen) Relationen eine konkrete Stilgestalt dem Textrezipienten „angeboten“ wird. Die Relation Situation/Geäußertes besitzt z.B. stilistische Relevanz, weil in einer gewissen Situation, in einem Gerichtssaal etwa, ein bestimmter Stil, nämlich institutionalisierter Stil, zu erwarten ist. Logischerweise korrelieren diese Relationen mit den Typen stilistischen Sinns. Wissen über die Zusammenhänge zwischen Stilstrukturaspekten und Relationstypen ist für das Erkennen des Stils wichtig.

In Kap. 5 wird die Sichtweise erweitert, indem auf den Gesamttext bezogene Typen von Textmerkmalen (ähnlich wie die Kriterien der Textualität bei De Beaugrande/Dressler (1981)) beschrieben werden. Dafür entwirft die Verf. ein Modell der prototypischen Textmerkmale, zu denen Unikalität, Situationalität, Textfunktion, Kohäsion, Kohärenz, Thema und Materialität gezählt werden. Die erarbeiteten Textmerkmale interagieren untereinander, sie können im konkreten Text unterschiedlich gewichtet sein. Als wichtigstes Merkmal erscheint die Textfunktion, zumal sie die Grundlage für das Verstehen von Texten bildet. Diesem Modell wird eine weite kommunikationsbezogene Textauffassung zu Grunde gelegt. Die stilistisch relevanteste und über-

geordnete Frage für die Verf. ist dabei: „Welche Rolle spielt die Ausgestaltung des Textes bezüglich seiner Merkmale für die Konstitution stilistischen Sinnes?“ (S. 312).

Die prototypischen Textmerkmale werden im nächsten Schritt einzeln daraufhin untersucht, auf welche Weise sie vielfältigen stilistischen Sinn herstellen können. Im Sinne der Prototypikalität wird betont, dass alle Merkmale skaliert aufgefasst werden sollen. Je nach Textsorte gibt es beispielsweise unterschiedliche Grade der Unikalität (ein Gebet ist weniger unikal als eine Werbeanzeige) oder Grade der Themaorientiertheit (ein Kommentar ist mehr auf das Thema bezogen als ein Abzählvers), die die stilistische Potenz wesentlich beeinflussen.

Das Zusammenspiel der Textmerkmale nutzt Sandig für die Entwicklung einer Methode für die Stilanalyse, bei der mithilfe der Textmerkmale bestimmte Schichten der Stileigenschaften erfasst werden können.

Konventionelle Merkmalszusammenhänge repräsentieren in ihrer Komplexität Textmuster, deren stilrelevante Erörterung in Kap. 6 erfolgt. Dabei werden vor allem drei Aspekte betont. Erstens ist es die Relation der Textmusterrealisierung zum Textmusterwissen, durch die zusätzlich stilistischer Sinn entfaltet wird. Ein Stil kann für ein Textmuster charakteristisch und insofern unauffällig sein (weniger prototypisch), und trotzdem einen Stilwert haben. Die Abweichung vom Muster ist mit besonderem stilistischem Sinn verbunden (prototypischer Stil). Für die Textmusterbeschreibung wird

ein ganzheitliches Modell vorgeschlagen, wobei das Textmuster als Zusammenhang von nicht-sprachlichem Handlungstyp und Textsorte gesehen wird. Die Textsorte wird als standardisiertes, komplexes Mittel zum Vollzug bestimmter Handlungstypen betrachtet. Das Modell der Textmusterbeschreibung wird am Beispiel „Glosse“ erprobt.

Zweitens werden die stilrelevanten Aspekte der Historizität anhand der Erfassung der stilistischen Unterschiede bei Exemplaren eines Textmusters (Vorwort von Kochbüchern) aus verschiedenen Zeiten bearbeitet. Drittens wird die Untersuchung eines stark funktional geprägten Textmusterstils, dem von Heiratsanzeigen, auf der Folie der bisherigen stiltheoretischen Erörterungen durchgeführt.

Außer dem hohen deskriptiven Wert erweist sich das Buch auch methodisch als recht interessant.

Die Verf. arbeitet mit authentischen deutschsprachigen Texten, die zahlreiche alltagssprachliche Textsorten (in bescheidenem Maße auch literarische Gattungen) repräsentieren, wobei überwiegend Schrifttexte untersucht werden. Allein die Lektüre des interessanten (Text)Beispielmaterials bereitet Lesevergnügen.

Manche Beispiele kehren in den unterschiedlichen Kapiteln immer wieder und werden parallel zur Entfaltung der allgemeinen stiltheoretischen Erkenntnisse und der verschiedenen Untersuchungsaspekte in den unterschiedlichsten Zusammenhängen bearbeitet. Durch diese Methode kann ein überzeugendes Bild vom „Chamäleon-

Stil“ bzw. von der Notwendigkeit der Vielfalt in seiner wissenschaftlichen Beschreibung vermittelt werden.

Die Rezeption des Buches setzt gründliche und vielfältige textlinguistische und stiltheoretische Vorkenntnisse voraus. Sie wird jedoch enorm erleichtert, weil die Verf. die für ihre Beschreibungen relevanten linguistischen Auffassungen (z.B. Prototypentheorie, Natürlichkeitstheorie usw.) jeweils kurz darstellt, ohne aus dem aktuellen Textzusammenhang zu „fallen“.

Die Textgestaltung (= Stil!) des Buches erweist sich als durchaus rezeptionsfreundlich (vgl. vor allem die Tabellen). Wegen der Komplexität

der integrierten neuen theoretischen Erkenntnisse und methodologischen Vorschläge bzw. des außerordentlich hohen wissenschaftlichen Niveaus stellt das Buch m.E. eine richtige geistige Herausforderung für den Leser dar. Wenn es einem jedoch gelingt, sich die Denkweise der Verf. anzueignen, kann man an den höchst spannenden textstilistischen „Entdeckungen“ – im Sinne der Empfehlung im Vorwort (S. VI) – von Sandig teilhaben.

Literatur:

De Beaugrande, R./Dressler, W. U. 1981: Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.

Roberta V. Rada (Budapest)

Vinckel, Hélène: Die diskursstrategische Bedeutung des Nachfelds im Deutschen. Eine Untersuchung anhand politischer Reden der Gegenwartssprache. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, 2006. 272 S.

Die vorliegende Monographie stellt die überarbeitete und ins Deutsche übertragene Fassung der ursprünglich in französischer Sprache verfassten, von Prof. Dr. Martine Dalmas betreuten Dissertation der Autorin dar, die 2004 an der Université de Paris-Sorbonne eingereicht wurde. Die Untersuchungen der Autorin sind sowohl unter theoretisch-linguistischem Aspekt als auch aus der besonderen Perspektive der Germanistik im Ausland sehr aufschlussreich und fruchtbringend. Die Verfasserin zeigt, dass die in der germanistischen Linguistik auf Grund der

Theorie der Satzklammer seit Langem etablierte Kategorie des Nachfeldes ziemlich umstritten ist. Wo ist die rechte Satzklammer und wodurch ist sie gebildet? Ist das Stellungsfeld rechts der rechten Satzklammer das letzte Stellungsfeld im deutschen Satz oder können rechts vom Nachverb mehrere Konstituenten stehen? Sind die in der Fachliteratur benutzten Termini ‚Ausrahmung‘, ‚Ausklammerung‘, ‚Nachfeldbesetzung‘, ‚Rahmendurchbrechung‘ deckungsgleich oder verstehen verschiedene Forscher nur ähnliche, aber nicht identische Phänomene unter

ihnen? Was sind die eigentlichen Funktionen der Besetzung des Nachfeldes? Dient sie in erster Linie der besseren Überschaubarkeit und dem Abbau der strukturellen Komplexität, wie dies in einschlägigen Grammatiken und auch in der Fachliteratur immer wieder auftaucht, oder hat das Nachfeld verschiedene, vor allem pragmatische Funktionen?

Schon der obige, nur als Illustration der Komplexität der Frage dienende Fragenkatalog zeigt, dass in der einschlägigen Literatur weder die Terminologie noch das Ideengut der Beschreibungen einheitlich ist und dass hinsichtlich der rechten Satzgrenze und des sog. Nachfeldes noch viele Fragen offen und klärungsbedürftig sind.

Die Autorin untersucht verbfreie Konstituenten im Nachfeld. Verbhaltige Konstituenten, d.h. eingebettete Sätze und Infinitivkonstruktionen, sind nicht Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Als empirische Basis dient ein Korpus von ungefähr 1300 Belegen mit verbfreien Nachfeldbesetzungen, die aus politischen Reden der Wendezeit gewonnen wurden. Die politischen Reden erweisen sich deshalb als für die vorliegende Untersuchung besonders geeignet, weil sie einen Übergang zwischen geschriebener und gesprochener Sprache darstellen. Sie sind „mündlich vorgetragene, aber bereits schriftlich ausformulierte Reden“ (S. 9.), in denen Spontaneität grundsätzlich vermieden wird. Dieses Merkmal ist für die Autorin von besonderem Belang: Sie plädiert mit der vorliegenden Untersuchung dafür, dass die Nachfeldstellung verbfreier Konstituenten im All-

gemeinen eine bewusste strategische Entscheidung des Sprechers sei, die diverse pragmatische Funktionen habe und sich nicht etwa mit störenden Faktoren im Laufe des spontanen mündlichen Sprechens oder einfach mit der Auflockerung des Normbewusstseins des Sprechers erklären lasse. Auf der anderen Seite werden auch prosodische Merkmale in die Untersuchung miteinbezogen. Deshalb ist es besonders günstig, dass ein bedeutsamer Teil des empirischen Stoffes der Autorin auch als Tonaufnahme zur Verfügung steht. 355 Belege, die im Text analysiert oder als Veranschaulichung herangezogen werden, werden auch im Anhang mit einem auf das notwendige Minimum reduzierten Kontext aufgezählt.

In einem wesentlichen Teil der Monographie setzt sich die Autorin mit der Theorie der Satzklammer bzw. mit der Kategorie des Nachfeldes auseinander. Es stellt sich heraus, dass die Klammertheorie kein einheitliches theoretisches Konstrukt darstellt, sondern in ihren zahlreichen Versionen teilweise widersprüchliche, teilweise terminologisch unklare Konzepte vereinigt. Ferner sei dieser Theorie auch die zu statische Konzeption vorzuwerfen: Dem Satz werde eine grammatisch stark geregelte Wortstellungskonstruktion zugeschrieben, deren „Durchbrechung“ nur unter sehr engen Grenzen der Grammatik zulässig sei. Andere Fälle würden als normwidrig bzw. als Normverletzungen angesehen. Ihr wird im Kapitel 3 eine konkurrierende Theorie, die in der französischen Germanistik etablierte, in der deutschsprachigen germanistischen Fachlite-

ratur jedoch noch wenig verbreitete Abgrenzungstheorie, gegenübergestellt, nach der ein wesentliches typologisches Merkmal des Deutschen in der besonderen Vorliebe für Grenzsignale bestehe. Dem Verb wird dabei die Abgrenzungsfunktion par excellence zugesprochen, in Verb-zweit-Sätzen kann jedoch das Verb seinen „Abgrenzungsauftrag seinem nächsten Vertreter“ (S. 59.) übertragen. Die potentiellen nicht verbalen Grenzsignale stellen eine Hierarchie dar. Als rechtes Grenzsignal für den Satz gilt bei Nichtvorhandensein eines Nachverbs die in dieser Hierarchie am höchsten stehende Satzkonstituente. Das Nachfeld lässt sich dementsprechend nicht als Stellungsfeld hinter dem Nachverb, sondern allgemeiner, als Stellungsfeld hinter dem rechten Grenzsignal, definieren. Zwei Subklassen der Nachfeldbesetzungen werden unterschieden: die sog. rechtsverschobenen Konstituenten, die syntaktisch und prosodisch bzw. graphisch integrierte Bestandteile des Satzes sind, sowie die adjungierten Nachfeldbesetzungen, die einer schon abgeschlossenen Struktur zusätzlich hinzugefügt werden, indem sie von dieser Bezugsstruktur entweder prosodisch bzw. graphisch und/oder lexikalisch getrennt sind.

Die pragmatischen Funktionen der Nachfeldbesetzung hingen einerseits mit der Informationsstrukturierung, andererseits mit persuasiven Zwecken dienenden Hervorhebungen zusammen. In den Kapiteln 4 und 5 wird eine detaillierte, reich veranschaulichte Typologie dieser Funktionen dargestellt. Interessant ist die Vielfalt der behan-

delten Nachfeldfunktionen: Die im Nachfeld stehenden Konstituenten könnten sowohl Vordergrund- als auch Hintergrundinformationen ausdrücken, einige hingen mit dem Prätext zusammen und sicherten dadurch die textuelle Verknüpfung nach links, andere würden im Folgetext wieder aufgenommen und hätten dadurch eine Verknüpfungsfunktion nach rechts.

Dass Nachfeldkonstituenten der besseren Überschaubarkeit und Verständlichkeit sowie der nachträglichen Präzisierung des Satzinhaltes zum Zwecke der Disambiguierung dienen können, ist mehr oder weniger selbstverständlich. Die Autorin zeigt aber, dass diese beiden Funktionen des Nachfeldes hinsichtlich der Informationsstrukturierung keineswegs die einzigen sind. Eine weitere wesentliche, in der bisherigen Forschung noch kaum berücksichtigte Funktion bestehe in der sog. „Informationsentflechtung“, indem die Informationsmenge des Satzes in Informationsblöcke geordnet wird. Dies erfolge nach bestimmten, wohl kognitiv verankerten Mustern, von denen in der vorliegenden Arbeit zwei, nämlich ‚Handlung – Zweck‘ sowie ‚Modalität betroffener Gegenstand‘, ausführlich diskutiert und reich belegt werden. Ebenso erfährt der Leser neben den bekannten fokussierenden und Nachdruck verleihenden Funktionen des Nachfelds von vielen, bisher noch nicht beschriebenen Funktionen in rhetorischen Figuren wie in Epanalepsen, Amplifikationen, Anadiplosen, Hyperbaton und Pointen. Ferner üben Nachfeldkonstituenten auch diverse intentionale Funktionen aus. Im Nach-

feld stehen sehr häufig Konstituenten, die den Gegenstand von Belehrungen, Danksagungen, Kritiken, Aufrufen und Argumentationen bilden. Von besonderem Interesse sind die plausiblen und überzeugenden Interpretationen der angeführten Belege, trotz der oft sehr komplexen Kontext- bzw. Äußerungsstrukturen.

Die Autorin geht vom Primat der kommunikativen gegenüber der syntaktischen Ebene aus und zeigt überzeugend, dass Nachfeldbesetzungen grammatisch wenig motiviert sind. Es handelt sich um bewusste diskursstrategische Entscheidungen des Sprechers. Nachfeldbesetzungen sind kein Zufall, aber auch keine Notwendigkeit, sondern üben wesentliche kommunikative Funktionen aus und wirken häufig auf den Hörer, ohne dass er diese Wirkung bemerkt. So kann der bewusst geplante, sorgfältige syntaktische Aufbau sogar ein Mittel der sprachlichen Beeinflussung, der Manipulation sein.

Die Argumentation wird mit zahlreichen Verweisen und bibliographischen Angaben untermauert, die für Leser, die sich mit dieser Problematik befassen wollen, sehr hilfreich sind. Die einzige Schwierigkeit beim Lesen des Buches besteht für diejenigen, die kein Französisch beherrschen, darin,

dass die zahlreichen, manchmal recht langen französischen Zitate, die für den Gedankengang der Autorin oft von zentraler Bedeutung sind, nicht übersetzt werden.

Als Germanist im Ausland freue ich mich sehr darüber, dass ich die Monographie von Hélène Vinckel habe kennen lernen können. Die Autorin stützt sich besonders auf Theorien der französischen Germanistik, vor allem auf die schon erwähnte Abgrenzungstheorie, die in der Germanistik in unserer Region wenig bekannt sind. Das Buch bietet dem Leser die besondere Möglichkeit, sich einen Überblick über die Arbeiten prominenter Vertreter der französischen Germanistik zu verschaffen. Germanisten im nicht deutschsprachigen Ausland sind oft entweder allzu sehr auf die Ergebnisse der Inlandsgermanistik oder ausgehend von ihrer Muttersprache auf eine enge kontrastive Perspektive fixiert und beachten die Perspektive ihrer Kollegen in anderen Ländern wenig. Erst wenn man Arbeiten aus anderen Regionen Europas liest, sieht man, dass wir doch bestimmte gemeinsame Interessen haben. Aus den Arbeiten der Kollegen kann man interessante Anregungen für die eigene Arbeit bekommen.

Attila Péteri (Budapest)